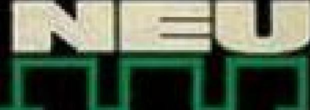
1,80 DM / Band 552

Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 14,-



BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Einer kam wieder

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Einer kam wieder

John Sinclair Nr. 552

von Jason Dark

erschienen am 31.01.1989

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Einer kam wieder

Kurz bevor der alte Mann starb, rief er seinen besten Freund zu sich. »Du wirst alles in meinem Sinne erledigen!« flüsterte er mit der leisen Stimme eines Sterbenden. »Versprichst du mir das?«

Der Freund nickte.

Dann faßte der Sterbende nach dessen Hand. Sie war kalt. So eiskalt, wie es nur die Hand eines Zombies sein konnte…

Nie mehr würde der Stadtstreicher und Lebenskünstler Paul Putnam diese Nacht vergessen.

Dabei hatte alles so harmlos und normal begonnen. Die Trinkerei mit seinen Kollegen, die er früh genug verlassen hatte, um nicht Stunden durch London zu torkeln.

Er war dann hinunter zur Themse gegangen, zu seinem Lieblingsplatz, weil er das Rauschen des Flusses in der Dunkelheit besonders liebte. Da kam ihm das Wasser immer vor wie ein schwarzer, fließender Teppich, über den hin und wieder helle Lichtreflexe huschten, als wären die Sterne vom Himmel gefallen, um in den Fluß zu tauchen.

Aber sie standen noch über London. In der herrlichen Pracht einer angenehmen Herbstnacht, die einen Himmel ohne Wolken zeigte.

Wie schwarzgrau gestrichen wirkte er, nur der Halbmond hob sich davon ab.

Putnam hockte am Kai. Es war eine ziemlich verlassene Stelle, östlich des Tower und auch weg von den Docks.

Eigentlich seine Gegend, in der er die letzten Jahre verbracht hatte.

Hin und wieder warf er einen Stein ins Wasser oder schaute über die sich bewegende Fläche zum anderen Ufer hin. Ab und zu glitt ein Patrouillenboot der River Police durch die Wellen. Der Bug schob einen weißen Schaumbart vor sich her, auch am Heck quirlte das Wasser zu einem weißgrünen Kreisel auf.

Die Nacht war völlig normal. Man konnte sitzen, nachdenken und sich über den kommenden Winter Gedanken machen, was Putnam auch tat, denn er dachte an gewisse kalte Tage, die er unbedingt im Warmen verbringen wollte.

Das Trampen in den Süden kam nicht in Frage. Er hätte sich als blinder Passagier auf der Fähre verstecken müssen, so etwas lag ihm nicht. Irgendwo besaß der hagere Mann mit den grau gewordenen Haaren noch einen Rest von Würde.

Die Gesellschaft hatte ihn ausgestoßen und gedemütigt, aber sie konnten nicht alles mit ihm machen.

Wieder blickte er über das fließende Wasser, als könnten ihm die Wellen sowie die Strömung eine Antwort auf seine Fragen geben.

Aber der Fluß schwieg. Was er einmal geschluckt hatte, würde er nie wieder hergeben. Es versank im tiefen Schlamm des Grundes, der schon so viel in sich hineingesaugt hatte.

Wirklich alles?

Nein, Paul Putnam hatte schon erlebt, daß der Fluß vieles von dem zurückgab. Gerade an dieser Stelle, wo er hockte, waren die unmöglichsten Dinge angeschwemmt worden.

Nicht nur Holzbalken oder alte Lumpen. Einige hundert Yards weiter, wo der Kai abrupt aufhörte und die Wellen auf einer breiten Uferzone

ausrollten, hatte sich Putnam nur wundern können, was die Themse hergab.

Zweimal waren ihm Leichen fast vor die Füße gespült worden.

Aufgedunsen, eine sogar gefesselt und mit gebrochenen Beinen sowie herausgeschnittener Zunge.

Ein Mafia-Opfer…

Noch jetzt rann es ihm kalt den Rücken hinab, wenn er daran dachte. Und er wunderte sich auch darüber, daß sich seine Gedanken in diesen Augenblicken damit beschäftigten.

Ein Omen?

Paul schluckte und saß plötzlich auf der Kaimauer.

Nicht einmal weit vom Ufer entfernt tat sich etwas. Zwar rollten die Wellen heran, aber irgendwie hatte sich auch dort ein Trichter gebildet, aus dem ein grünliches Leuchten drang.

Um dies alles besser sehen zu können, mußte Putnam den Bereich des Kais verlassen und nach links gehen, wo der Kai schließlich endete und die Wellen von keiner Mauer gebrochen wurden.

Putnam zog die Beine an und lief die Strecke mit raschen Schritten.

Er hatte das Gefühl, als würde diese Nacht noch eine Überraschung für ihn bereithalten.

Was konnte unter Wasser grünlich schimmern? Er dachte an eine brennende Taschenlampe mit einem Filter davor. Unsinn, dachte er.

Schau nach, dann siehst du es.

Mit langen Schritten eilte er über die Kaimauer. Seinen alten Mantel hatte er nicht geschlossen. Die Schöße wehten seitlich von ihm hoch wie zwei Flügel.

Er wußte selbst nicht genau, weshalb er so rannte, das grüne Leuchten hatte ihn irritiert, und er wollte unbedingt sehen, was sich unter der Wasserfläche tat.

Etwas außer Atem erreichte er den Rand der Kaimauer und sprang von dort zu Boden. An der linken Seite führte eine Uferstraße vorbei. Auch in der Nacht war sie befahren. Besonders beladene Trucks fuhren die Docks und Lagerhallen an.

Manchmal huschen die Lichtvorhänge der Scheinwerfer über den Kai. Auch als Paul zu Boden sprang, erwischte ihn das Restlicht eines Scheinwerferpaares, doch der Fahrer sah nicht einmal einen huschenden Schatten.

Putnam lief zum Wasser. Er bewegte sich auf weichem Grasgelände. Manchmal schmatzte Wasser unter seinen Schuhen, wenn er seinen Fuß zu tief in das Erdreich drückte.

Die Wellen sahen aus wie hellgraues Glas, als sie über das Gras hinwegschmatzten. Putnam stand jetzt so, daß er direkt auf das grüne Leuchten blicken konnte.

Es hatte sich nicht nur verstärkt, es war zudem noch in Richtung Ufer

gewandert.

Diese an sich banale Tatsache erschreckte Putnam, der sonst nicht so ängstlich war. In diesem Fall jedoch überkam ihn ein Gefühl des Unwohlseins. Dann dachte er daran, daß sich möglicherweise ein Mensch auf den Weg gemacht hatte, um das Ufer zu erreichen, vielleicht ein Taucher, der nichts Gutes im Schilde führte.

Die Jahre auf der Straße hatten bei Paul Putnam den Instinkt für Gefahren geschärft. Auch jetzt rieselte etwas seinen Rücken hinab, eine Warnung vor dem Unheimlichen.

Er wartete noch wenige Sekunden, bevor er den Rückzug antrat.

Allerdings blieb er in Sichtweite. Mit der Furcht war bei ihm auch gleichzeitig die Neugierde erwacht.

Paul wartete. Er kannte den Fluß und wußte auch, wann er so flach wurde, daß man nicht mehr schwimmen konnte. Wer immer das grüne Leuchten verursacht hatte, mußte sich bereits an dieser Stelle bewegen und aus den Fluten steigen. Es sei denn, er bewegte sich auf allen vieren weiter.

Und so war es auch.

Die gegen das Ufer klatschenden Wellen rollten über einen hellen Gegenstand. Sekunden später erkannte Paul den Rücken eines Menschen, auf dessen Haut ein zerfetztes Hemd klebte.

Putnam erschrak. Also doch ein Taucher. Wenig später mußte er seine Meinung ändern. Sein Herz schlug rasend schnell. Er spürte den Schwindel. Was da aus den Fluten der Themse stieg, sah aus wie ein Mensch, doch es war das personifizierte Grauen.

Ein Unhold mit grünschimmernder Haut und kalten, weiß leuchtenden Augen. Mit zwei Revolvern war er bewaffnet…

***

Noch tat der Unbekannte nichts!

Er schoß nicht, er stellte sich auch nicht hin. Im feuchten Uferschlamm kniete er, die Ellenbogen in die weiche Masse gedrückt und die Schußwaffen so haltend, daß eine Mündung gegen den Himmel wies und die andere schräg an Paul vorbei.

Putnam rührte sich nicht. Auch wenn er es gewollt hätte, es wäre ihm nicht möglich gewesen. Der Schock dieses Anblicks hatte ihn wie ein Stromstoß festgenagelt.

War es ein Mensch?

Nein, Menschen leuchteten nicht wie diese Kreatur. Sie besaß eine Haut, die grünlich schimmerte, wobei nicht zu erkennen war, ob dieses Licht nur von der Oberfläche abgestrahlt wurde oder aus einer gewissen Tiefe drang.

Trotz des Schreckens, den diese aus dem Wasser gekrochene Gestalt verbreitete, überkam Paul der Eindruck, daß sie sich irgendwie

unwohl fühlte.

Und gleichzeitig auch unsicher war, denn sie bewegte ihren ebenfalls grünlich leuchtenden Schädel schwer und wiegend von einer Seite auf die andere, als wollte sie nachschauen, ob sich irgendwelche Feinde oder Opfer in der Nähe befanden.

Paul fühlte sich als Opfer. Tief in seinem Hirn kam ihm zu Bewußtsein, daß er fliehen mußte. Keine Sekunde länger wollte er auf diesem Fleck bleiben, denn die Kreatur war bestimmt nicht zum Spaß aus der Themse geklettert.

So sahen Waserleichen aus, wenn auch nicht so grün, aber auch diese Gestalt hatte ein aufgequollenes Gesicht. Es schien aus Knetmasse zu bestehen, in die jemand zwei helle Kugeln – die Augen – hineingepreßt hatte. Klobige Finger umklammerten die Revolver, der Mund stand halb offen. Etwas Dickes schob sich bis gegen die Lippen vor, die Zunge.

Dann stand er auf!

Nicht ruckartig, auch nicht geschmeidig. Dafür mit schwerfällig wirkenden Bewegungen, die an einen Menschen erinnerten, der bepackt in die Höhe kommen wollte.

Er hielt den Kopf nach vorn gerichtet. Die hellen Augen wirkten wie böse Laternen, und Putnam, der Zuschauer, bekam eine noch stärkere Gänsehaut.

Die Kreatur hob das rechte Bein an, um den ersten Schritt zu gehen. Mit der Fußspitze schleifte sie noch durch eine Wasserpfütze und schleuderte die Tropfen wie eine lange Perlenschnur in die Höhe. Es war ein vorsichtig gesetzter Tritt, gleichzeitig auch lang.

Und er ging genau auf Putnam zu!

Noch blieb der Stadtstreicher stehen. Er wußte nicht, was er dieser lebenden Wasserleiche getan hatte. Aber sie hatte es auf ihn abgesehen. Ihm fielen Geschichten ein, die von lebenden Toten handelten.

Jahre zuvor waren die Zombies »in« gewesen. Das war längst vorbei, die Stories jedoch spukten noch immer in den Köpfen derjenigen umher, die sich damals damit befaßt hatten.

Eine lebende Leiche war aus dem Wasser gekrochen. Grünlich fluoreszierend. Kein Regisseur und Maskenbildner hätte diese Person besser in Szene setzen können.

Die Wasserleiche ging weiter. Den zweiten und dritten Schritt, und sie behielt die verdammte Richtung bei.

Putnam schüttelte den Kopf. Er konnte es einfach nicht fassen und konzentrierte sich auch auf die beiden Revolver, die so gar nicht zu dem Zombie passen wollten.

Eines war ihm klar. Er mußte weg, so rasch wie möglich. Bisher hatte die Wasserleiche noch nicht geschossen. Vielleicht funktionierten die

Revolver auch nicht. Wenn Waffen zu lange im Wasser liegen, können sie außer Funktion geraten.
Verlassen wollte er sich darauf nicht. Er mußte fliehen.
Er drehte sich um, kam sich dabei vor, als würde er sich nur halb so schnell bewegen. Es war ihm unangenehm, als er der lebenden Wasserleiche den Rücken zudrehte, sich nach vorn duckte wie ein Geprügelter und losrannte.
Die langen Schritte, die kräftigen Sprünge, der verbissene Gesichtsausdruck, die rutschige Unterlage und die düstere Gegend, die sich vor seinen Blicken verzerrte. Er hörte sich keuchen und glaubte, die naßkalte Würgehand der Wasserleiche in seinem Nacken zu spüren.
Das spornte ihn an. Er jagte mit langen Sätzen weiter, immer wieder holte er tief Luft, stieß sie keuchend aus und hörte hinter sich die dumpfen Explosionen.
Der Zombie schoß.
Putnam duckte sich noch tiefer. Irgendwo in seiner Nähe pfiffen die Kugeln wie wütende Hornissen vorbei. Er hörte ihr Einschlagen gegen das rauhe Gestein, nahm sogar manchmal das Pfeifen wahr und sah auch die Querschläger, die von irgendwelchen Hindernissen abgeprallt waren und gefährlich durch die Gegend pfiffen.
Er selbst wurde nicht getroffen. Das glich schon einem kleinen Wunder.
Wahrscheinlich war die Wasserleiche nicht in der Lage, genau zu zielen. Er erinnerte sich an ihre Bewegungen, die irgendwie ungleich und asynchron auf ihn gewirkt hatten.
Irgendwann hatte er es geschafft. Putnam kannte die Gegend. Instinktiv war er auf eine halbhohe Mauer zugelaufen und hechtete über sie hinweg. Es störte ihn nicht einmal, daß er sich die Schulter stieß und der Schmerz in Wellen durch das Gelenk zuckte. Für ihn war wichtig, die Mauer zwischen sich und dem Schützen zu haben.
Müde, so kam es ihm vor, drehte er sich herum, stand wieder auf.
Die rechte Schulter schmerzte. Er hatte Mühe, sie zu bewegen. Bei jedem Schritt spürte er das verdammte Ziehen, warf den Kopf in den Nacken, biß die Zähne zusammen, atmete nur durch die Nase und ging schwerfällig weiter. Er mußte einfach weg, hinein in irgendeine Höhe, wo er sich verstecken konnte. Der lebende Tote war grausam, er würde weitergehen und seine Opfer suchen. Dabei kam nur Putnam auf dem ansonsten menschenleeren Pier in Frage. In den Filmen hatten sie gezeigt, was die Zombies mit ihren Opfern anstellten. Daran wollte er nicht einmal denken, so grausam war es.
Keuchend stolperte er weiter. Das Geräusch seiner eigenen Schritte würde die des Verfolgers übertönen. Ein paarmal schaute er sich hastig um, aber die Gestalt sah er nicht mehr.

Eine Mauer stoppte ihn. Sie gehörte zu einem Lagerschuppen, in dem Putnam hin und wieder die Nacht verbracht hatte, weil er einen Schlüssel zum Hintereingang besaß.

In der Halle konnte er sich verstecken.

Aber rochen Zombies nicht Menschenfleisch?

Seine Zähne fingen an zu klappern. Daran wollte er nicht mehr denken. Diese verdammten Wesen kamen auch überall durch. Innerhalb des Schuppens fühlte er sich nicht sicher.

Also weiterrennen!

Da fiel ihm etwas ein. Putnam lehnte noch an der Mauer, als ihm der Gedanken durch den Kopf schoß. Eigentlich war es der reine Wahnsinn, paradox für ihn, lächerlich, doch in diesem Fall möglicherweise der richtige Weg.

Er wollte zu den Bullen!

Zwar sah er die Uniformierten nicht eben als seine Erbfeinde an, aber freiwillig hatte er sie noch nie besucht. Zudem würden sie ihm nichts glauben. Darum ging es Paul auch nicht. So komisch es für ihn klang, er fühlte sich dort sicher.

Wo das Revier lag, wußte er natürlich. Einiges an Zeit würde schon verstreichen, bis er das Ziel erreichte, doch die mußte er sich einfach nehmen.

So lief er weiter.

Sehr vorsichtig, Deckungen ausnutzend. Er machte auch einen Umweg, um in Bereiche zu gelangen, wo mehr Licht war. Laternen strahlten ihren kalten Schein ab. Die Geräusche der nicht mehr weit entfernt liegenden Piers erreichten seine Ohren. Dort wurde auch in der Nacht gearbeitet.

Durch eine schmale Gasse schob er sich, erreichte einen freien Platz und war froh, den Großteil der Strecke geschafft zu haben. Vor ihm lag eine Straße.

Tagsüber stark befahren, in der Nacht so gut wie leer. Auch jetzt rollten nur vereinzelt Fahrzeuge an ihm vorbei. Wie ein Mensch mit einem schlechten Gewissen stand er da und schaute sich um.

Der Zombie war nicht zu sehen. Weiter rechts, wo das Pflaster von der Feuchtigkeit einen matten Glanz bekommen hatte, standen einige Rocker. Sie lachten laut, hatten ihre Maschinen aufgebockt und rauchten irgendein Zeug.

Putnam mußte an ihnen vorbei. Die Rocker beachteten ihn kaum.

Bei Putnam war nichts zu holen.

Das Revier oder die Polizeistation wurde auch als Insel bezeichnet.

Sie war eine Ruhezone, ein Klotz inmitten des Hafens und steckte gleichzeitig voller Hektik.

Vor der Tür standen Streifenwagen. Auf dem Hof parkten ebenfalls Fahrzeuge. In einem Anbau befanden sich die vergitterten Zellen, die

auch Putnam kannte. Im Winter war das nicht so schlecht, da wären sie wenigstens geheizt.

Er näherte sich dem Eingang mit unsicheren Schritten, sich scheu dabei umschauend.

Niemand war ihm auf den Fersen, auch nicht die beim Gehen schwankende Gestalt der lebenden Wasserleiche.

Paul Putnam wankte ebenfalls die breiten Stufen der Treppe hoch bis zur Eingangstür. Bevor er die eine Hälfte der Doppeltür öffnen konnte, wurde sie von innen aufgezogen. Zwei Uniformierte standen vor ihm. Sie wirkten, da er tiefer stand, auf ihn wie zwei Riesen.

Ihre Uniformen glänzten, an den Seiten schwangen die Gummiknüppel.

Paul war bekannt. »Ach, wen haben wir denn da? Unseren lieben Paul. Kommst du freiwillig her?«

»Ja, Sir.«

»Ho, Sir, sagt er. Es ist noch nicht kalt, du brauchst keine Zelle. Penn irgendwo am Fluß.«

»Nein, nein – ja…«

»Was ist denn jetzt?«

»Ich will eine Meldung machen!«

Die Männer lachten. »Bei uns?«

»Wo sonst?«

»Und was willst du melden?«

»Das sage ich dem Sergeant.«

»Na ja, geh vorbei, Putnam. Aber kotz uns nicht die Bude voll. Du bist doch besoffen – oder?«

»Nüchtern!« Er hatte das Wort kaum ausgesprochen, da mußte er sich zur Seite drücken, weil die beiden vorbeiwollten. Sie nahmen fast die gesamte Breite der Treppe in Anspruch, und Paul wäre fast noch an einer Seite hinuntergefallen.

Er schaute auf ihre Rücken und schickte einen leise gesprochenen Fluch hinterher.

Die Worte waren trotzdem gehört worden. Einer drehte sich um und drohte mit dem Finger. »Keine Beleidigungen, Paul, sonst werden wir sauer.«

»Ich weiß. Aber gebt auf den Zombie acht. Der frißt euch nämlich, nachdem er euch auseinandergerissen hat.«

Synchron tippten sich die Beamten gegen die Stirn und gingen weiter. Für Paul waren es nur wenige Schritte, bis er die Tür aufgedrückt und die Polizeistation betreten hatte.

Sie war sehr groß, gehörte überhaupt zu den größten Revieren im Westen der Stadt. Von hier aus wurde der Hafen kontrolliert, und Ruhe kehrte eigentlich nie ein.

In der Nacht nahm die Hektik etwas ab. Doch irgendwo schrillten

immer Telefone oder tobten irgendwelche Typen herum.

Er wußte, wo er hinzugehen hatte. Der große Raum war mit gut einem Dutzend Beamten besetzt, die vor den kreuz und quer stehenden Schreibtischen hockten.

Die meisten waren beschäftigt, der Sergeant gerade nicht. Er aß ein Sandwich. Vor ihm stand eine große Tasse, fast schon eine Schüssel, über deren Rand Dampf schwebte.

Die beiden Männer kannten sich. Irgendwie respektierten sie sich sogar, denn Sergeant Brackman wußte genau, daß Putnam in seinem früheren Leben, wie er immer sagte, ein Computer-Experte gewesen war. Das Pech, der Alkohol und auch die Sucht nach Geld hatten den Mann schließlich in den Abgrund getrieben.

Brackman sah den Ankömmling, trank noch einen Schluck Kaffee und setzte seinen lauernden Blick auf. Er war ein wuchtig gebauter Mensch mit einer blondgrauen Haarpracht, die er zur Bürste geschnitten hatte. Vor dem messerscharfen Blick des Polizisten war schon mancher in die Knie gegangen. In dieser Nacht blieb Brackman gelassen. Zwischen seinen Zähnen pulte er ein Stück Fleisch hervor und schnickte es zu Boden.

Paul nahm sich einen Stuhl und schaute Brackman an.

»Ich habe dich nicht aufgefordert, Platz zunehmen, Putnam!« sagte der Polizist und trank einen Schluck Kaffee.

Der Duft zog in Pauls Nase. Er schluckte, räusperte sich und flüsterte: »Ich muß mich aber setzen.«

»Ist gut. Wo drückt der Schuh? Hast du was angestellt? Willst du wieder in die Zelle?«

»Nein.«

»Schön. Weshalb bist du dann gekommen? Denk dir nur einen verdammt guten Grund aus, sonst werde ich sauer. Ich lasse mich nämlich nicht gern stören, weißt du?«

»Klar, Sergeant. Ich muß Ihnen was sagen, und ich schwöre, daß ich nicht betrunken bin.«

»Das hätte ich auch gerochen. Also los, Paul, was hast du auf dem Herzen?«

»Ein Zombie!«

Brackmans Blick bekam etwas Lauerndes. Sein Mund verzog sich.

Jeder wußte, daß der Sergeant auf gewissen Gebieten keinen Spaß verstand. »Ich gebe dir noch eine Chance, den Quatsch, den du gesagt hast, zurückzunehmen, sonst werden wir…«

»Es ist kein Quatsch!«

»Dann habe ich doch das Wort Zombie verstanden?«

»Richtig.«

»Gut, Paul, erzähle.«

Putnam hatte wieder Oberwasser bekommen. »Nur dann, Sergeant,

wenn Sie ein Protokoll aufnehmen.«

»Du bestehst darauf?«

»Ja!«

»Du weißt, daß so etwas Ärger geben kann. Mehr für dich, als für mich.«

»Trotzdem.«

»Ja, ist okay.« Der Sergeant machte es selbst. Er hörte eine Geschichte, die ihn an einen Horror-Film erinnerte, seiner Meinung nach jedoch niemals wahr sein konnte. Dennoch schrieb er mit unbewegtem Gesicht auf, las das Protokoll noch einmal durch, bevor er sich von Putnam die Unterschrift geben ließ.

»So, mein Lieber. Und jetzt möchte ich von dir wissen, was tatsächlich geschehen ist.«

»Es war die Wahrheit!«

Brackmans Augen bekamen einen Eisglanz. »Du willst doch nicht im Ernst behaupten, daß du einen Zombie gesehen hast? Eine lebende, mit zwei Pistolen oder Revolvern bewaffnete Wasserleiche? So etwas gibt es nur im Kino oder im Roman.«

»Nein, auch in London.«

Brackman stieß die Luft aus. Es hörte sich an, als würde ein Dampfkessel entleert. Er tippte auf das Protokoll. »Hör zu, ich leite das Schreiben weiter…«

»Darum möchte ich auch bitten, Sergeant.«

»Klar, Paul. Dann wird man dich in die Mangel nehmen, ausquetschen, so lange befragen, bis dir das Wasser im Arsch kocht…«

»Na und?«

»Du bleibst also dabei?«

»Immer.«

»Wo kann ich dich finden?« Brackmans Stimme klang neutral.

»Einen festen Wohnsitz hast du nicht.«

»Meine Wohnung ist die Mutter Erde…«

»Red kein Blech. Wo kann ich dich aufstöbern?«

»Versuchen Sie's im ›Red Elephant‹.«

Der »Rote Elefant« war eine Kneipe, die nur von Insidern besucht wurde. Dazu gehörten die Streuner. Wenn sie zu etwas Geld kamen, setzten sie es dort in Alkohol um. Das Lokal war einer der Treffpunkte der vielen Gestrandeten, die in London lebten.

»Ist gut, mein Freund, ist gut.«

»Kann ich jetzt gehen?«

»Sicher.« Brackman grinste. »Und gib acht, daß dir keine lebende Wasserleiche über den Weg läuft.«

Der Stadtstreicher erstarrte und verlor an Farbe. »Malen Sie den Teufel nicht an die Wand, Sir«, flüsterte er. »Malen Sie ihn nicht an die Wand.« Er stand auf und ging.

Brackman schaute ihm nach. Er dachte an Putnams letzte Worte. Allmählich verschwand das Grinsen aus seinem Gesicht…

***

Selbst als Suko und ich das Büro betraten, zog mein Freund ein glückliches Gesicht. Das lag nicht an meiner Begleitung, sondern daran, daß wir mit Sukos neuem BMW gefahren waren. Der Londoner Morgenverkehr hatte uns viermal aufgehalten, und wir wären eigentlich mit einem Fahrrad besser durchgekommen.

Aber es hatte der BMW sein müssen. Ich gönnte Suko den Spaß, zudem hatte er den Wagen in einem Preisausschreiben gewonnen.

Ich hätte den ersten Preis auch angenommen.

Über London lag ein trüber Tag. Herbstlich dunstig. Es war noch nicht der dicke Herbstnebel, aber ein kleiner Vorgeschmack.

Glenda war natürlich schon da. Der kurze, braune Pullover saß eng um ihre Kurven, und der blaue Rock zeigte an der Rückseite einen modischen Schlitz.

»Na, ihr müden Krieger?« begrüßte sie uns.

»Wieso müde?« fragte ich.

»Du siehst zumindest so aus.«

»Irrtum, Mädchen, ich bin voll drauf.«

»Einen Kaffee kannst du trotzdem vertragen?«

»Immer.« Suko war schon in unser gemeinsames Büro gegangen.

»Gibt es sonst noch Neuigkeiten?«

Glenda schüttelte den Kopf. »Die Vorgänge der Nacht liegen bei euch im Korb.«

»Wie schön. Ist viel passiert?«

»Es hielt sich in Grenzen.« Sie tippte gegen ihre Stirn. »Bis auf eine Sache. Ich habe mal durchgeschaut und gesehen, daß jemand einer lebenden Wasserleiche begegnet ist.«

»Wie schön für ihn. Sonst noch was?«

»Sei mal ernst, John. Es war nicht so schön für den Mann. Er ist zur Polizei gelaufen. Man nahm ein Protokoll und sorgte auch dafür, daß wir einen Durchschlag bekommen. Du kennst den Weg ja.«

»Sicher, den kenne ich.«

Im Büro saß Suko schon an seinem Platz. Er hatte sich den Korb vorgenommen und mit zielsicherem Blick genau den Bericht erwischt, um den es mir auch ging.

Mein Freund reichte ihn mir rüber. »Lies mal, John, da will jemand eine Wasser…«

»Aber eine lebende Wasserleiche.«

»Du weißt Bescheid?«

»Klar doch.« Ich schnappte mir die beiden fotokopierten Seiten und las sie durch.

Was der Mann gesehen hatte, las sich irgendwie unwahrscheinlich. Jeder andere hätte ihn ausgelacht, sicherlich hatte das auch der gegenzeichnende Sergeant Brackman getan, aber ich grinste nicht.

Mein Gesicht blieb ebenfalls ernst wie das meines Freundes.

»Was hältst du davon, Suko?«

»Keine Ahnung, Alter. Vielleicht hat der einen Taucher gesehen, der aus dem Fluß gestiegen ist.«

»Möglich. Aber ein Taucher mit zwei Kanonen?«

»Stimmt auch wieder.«

»Sollen wir hinfahren und den Zeugen mal interviewen?«

»Wäre nicht schlecht. Aber zu zweit…?«

Suko hatte keinen rechten Bock, ich im Prinzip auch nicht. Eine Entscheidung wurde hinausgeschoben, denn Glenda kam mit Kaffee und Tee. Sie stellte das Tablett auf dem Schreibtisch ab und erkundigte sich nach dem Protokoll.

»Wir haben es gelesen«, sagte ich.

»Was sagt ihr?«

»Nichts. Vielleicht ein Spinner.«

»Ich würde der Sache nachgehen.«

»Machen wir auch. Aber nach dem Kaffee. Weiß Sir James schon darüber Bescheid?«

»Der kommt erst gegen Mittag.«

»Bis dahin sind wir wieder zurück.« Ich gönnte mir den ersten Schluck, der so herrlich schmeckte. Ein Morgen im Büro ohne Glendas Kaffee war kein Morgen.

Die Tasse war zur Hälfte leer, als das Telefon anschlug. Der Apparat stand näher bei Suko, deshalb nahm der Inspektor auch ab. Er bekam große Augen. »Das gibt es doch nicht! Wo bist du?« Kurze Pause. »In London? Toll. Ja, er ist da, ich gebe ihn dir. Bis später dann.«

Suko reichte mir den Hörer über den Schreibtisch. »Wer ist es denn?« fragte ich flüsternd.

»Wirst du schon hören.«

Ich hob die Schultern und hatte mich kaum gemeldet, da wäre ich fast hochgesprungen. »Wladimir!« rief ich. »Wladimir Golenkow. Du bist hier in London?«

»Ja.«

»Privat?«

»Leider nein.«

Ich räusperte mich. Wenn er verneinte, hing es mit seinem Beruf zusammen. Wladimir Golenkow war beim KGB, dem russischen Geheimdienst. Nun gehörte er zu den Menschen, die schon vor Gorbatschow anders gedacht hatten als die meisten Russen. Er war sehr für Reformen, für Durchlässigkeit und war sicherlich höher gerutscht, nachdem man seinen alten Chef vor einigen Tagen abgelöst

hatte.

»Es ist also dienstlich?«

»Korrekt.«

»Inwiefern? Ich müßte dann…«

»Du mußt gar nichts, John. Ich kann mir vorstellen, daß dich die Sache mehr angeht. Das möchte ich mündlich mit dir und Suko bereden, wenn es möglich ist.«

»Wo können wir uns treffen?«

»Ich wohne im Dorchester Hotel.«

»Noble Adresse.«

»Kannst du kommen?«

»Klar, warte in der Halle.«

»Gut, dann bis gleich.«

Glenda und Suko schauten mich gespannt an. Unsere Sekretärin fragte: »Was war denn?«

»Wenn ich das wüßte. Er will sich mit mir treffen. Ich fahre ins Dorchester. Mal sehen.«

»Eine Spionagesache?« wollte Suko wissen.

»Das glaube ich nicht. Er meinte, daß es auch uns anging, und zwar noch stärker als ihn.«

»Ich könnte mitfahren«, sagte mein Freund.

»Und die lebende Wasserleiche? Wir trennen uns. Du kümmerst dich um sie, ich fahre zum Dorchester. Am Mittag tauschen wir dann die gegenseitigen Informationen aus.«

»Wie du meinst, John.« Suko verzog den Mund. »Wenn ich die Wasserleiche sehe, werde ich sie von dir grüßen.«

»Aber mit einer Silberkugel!«

»Mach' ich.«

Zwei Minuten später war ich weg. An mich erinnerte nur noch die leere Tasse.

***

In den letzten Jahren hatte Ivan Siebel gespürt, daß er allmählich alt wurde. Immer öfter machte ihm das Wetter zu schaffen, besonders dann, wenn die Jahreszeiten wechselten, da spürte er den Umschwung, überdeutlich in den Knochen.

Rheuma, sagten die Ärzte und hatten ihm geraten, aus dem relativ feuchten London wegzuziehen.

Genau das konnte Siebel ohne offiziellen Auftrag nicht. Er hing praktisch an einer langen Leine, obwohl die meisten seiner Nachbarn davon nichts ahnten.

Ivan Siebel wohnte schon seit Jahren in einem schmalbrüstigen Haus, das aussah, als müßte es abgebrochen werden. Wider Erwarten hatte es alle Stürme überstanden, auch wenn im Herbst und im Winter die

Kälte durch die undichten Fenster kroch.
Ivan Siebel gehörte zu den grauen Typen. Er war ein Mensch, den man sah und auch vergaß. Unscheinbar und grau insofern, als daß er graue Kleidung bevorzugte.
Hosen, Mäntel, Jacken, Hemden, nicht gerade die neueste Mode, aber in der gleichen Farbe.
Zudem war er keiner, der regelmäßig zur Arbeit ging. In der Nachbarschaft fragte man ihn nicht mehr. Man wußte inzwischen, daß er als Korrektor für einen großen Verlag tätig war und er das Haus von einer kleinen Erbschaft erworben hatte.
Er fuhr einen uralten Rover, für den sich kein Autoknacker mehr interessierte.
Wie gesagt, Ivan Siebel war alt geworden, doch sein Gehirn arbeitete nach wir vor. Er gehörte auch zu den Gefühlsmenschen. So wußte er, daß sich etwas anbahnte. Gewisse Anzeichen deuteten darauf hin. Deshalb hatte er auch mit Moskau gesprochen.
Dort war man kaum beunruhigt gewesen, wenigstens nicht äußerlich. Man hatte Siebel nur geraten, sich keine Sorgen zu machen und alles in Ruhe abzuwarten.
Genau das war ihm nicht möglich.
Zu seinem Rheuma kam die Furcht vor der Nacht. Das hatte er ebenfalls früher nicht gekannt, nun aber gefiel ihm die Dunkelheit überhaupt nicht. Wenn es hochkam, schlief er in der Nacht drei Stunden. Den Rest über lag er wach und grübelte.
Dabei brauchte er sich keine Vorwürfe zu machen. Er hatte gewußt, daß es einmal so kommen würde. Man konnte seinem Schicksal, zu dem durch gewisse Vorgänge die Weichen gestellt waren, nicht entrinnen.
In der letzten Nacht war es besonders schlimm gewesen. Er war sehr spät zu Bett gegangen und hatte die Flasche mit Wodka neben seine Liege gestellt.
Weit nach Mitternacht, als die Flasche bereits zur Hälfte geleert war, schlief er ein. Er hatte sich auch nicht umgezogen. In voller Kleidung, graue Hose, grauer Strickjacke und grauem Hemd lag er auf dem Bett. Sein Schnarchen füllte den Raum.
Der Schlaf ließ ihn die Rheumaschmerzen vergessen, nicht aber die anderen Dinge, die das Unterbewußtsein in ihm hochspülten. Es war die Angst vor dem Unheil.
Sie drückte ihn, sie stieg hoch, überspülte ihn wie eine Welle und war auch nicht niederzukämpfen.
Wilde Träume plagten ihn. Er sah sich von unheimlichen Gestalten umringt, die allesamt ihm nur ein Wort entgegenzischten.
RACHE!
Immer wieder das eine Wort, das wie die Schneide eines Messers in

seine Seele drang.

Schließlich wachte er auf. Dabei drang ein Schrei über seine Lippen. Er fuhr hoch, blieb sitzen und atmete heftig.

Im Zimmer war es dunkel. Vor ihm zeichnete sich schmal und rechteckig der Ausschnitt des Fensters ab. Ein ebenfalls graues Gebilde, über das an keiner Stelle der Lichtschein einer Leuchtreklame huschte. Die gab es in dieser alten Londoner Wohngegend nicht.

Kaum war er wach, spürte er wieder seinen Rücken. Diese verfluchten Schmerzen, die ihn malträtierten und die immer besonders schlimm waren, wenn er lange gelegen hatte. Wenn er aufstand, dauerte es immer eine Weile, bis sie nachließen und er sich einigermaßen bewegen konnte.

Sein Hals saß zu!

Irgendwie hatte er das Gefühl, überhaupt nicht mehr atmen zu können. Selbst das Freihusten jagte Stiche durch seinen Rücken.

Schweiß trat auf sein Gesicht. Salzig spürte er ihn auf der Oberlippe.

Hin und wieder glaubte er sogar, ersticken zu müssen.

Ivan Siebel gehörte zu den abergläubischen Menschen. Erst am gestrigen Tag hätte er fast eine schwarze Katze überfahren, die von links nach rechts seinen Weg gekreuzt hatte. Ein sehr ungünstiges Omen für den anbrechenden Tag. Außerdem waren seine Schmerzen noch nie so stark gewesen wie an diesem Morgen.

Aufstehen, dachte er. Du mußt aufstehen! Du mußt dich überwinden, sonst kommst du nie mehr hoch.

Er schaffte es, sich aus dem Bett zu rollen. Fast wäre er noch gefallen. Im letzten Augenblick fing er sich ab.

Sehr langsam und unter den Schmerzen stöhnend setzte er sich hin. Auf der Bettkante blieb er hocken. Das Zittern überkam ihn urplötzlich. Es war wie ein gewaltiger Schüttelfrost, der einfach nicht aufzuhalten war. Heiße und kalte Wellen überkamen ihn, verbunden mit Schauer. Wie ein Häufchen Elend hockte er auf der Bettkante, den Blick zu Boden gerichtet, wo seine staubigen Schuhe zu klumpigen Gegenständen verschwanden.

»Ich bin kaputt, ich werde alt!« flüsterte er. »Verdammt, weshalb holt man mich nicht zurück? Auf der Krim leben sie doch alle, die Verdienten des Vaterlandes. Dort ist es warm, so wunderbar. Keine Kälte, auch keine Angst. Holt mich hier aus!« Er dachte wieder an das Gespräch mit Moskau. Möglicherweise war es der zündende Funke gewesen. Nun mußte man dort aufmerksam werden, denn die Zeitbombe tickte nicht nur, sie stand kurz vor der Explosion.

Er stand auf.

Etappenweise geschah dies. Jede Aufwärtsbewegung war mit heftigen Schmerzen verbunden. Sein Rücken schien in Flammen zu stehen, und das Feuer erreichte sogar seinen Hals.

Dann ging er.
Ein alter Mann, viel älter, als er tatsächlich war. Gramgebeugt, ein Greis, den die Schmerzen fertigmachten. Sein Haar hing ihm bis in die Augen. Lange, graue Strähnen, die bei jedem Schritt wippten. Er durchlief mühsam das Zimmer und war froh, daß sein kleines Bad auf der gleichen Etage lag.
In der unteren Etage befand sich nur der Wohnraum, daran anschließend eine kleine Gästekammer nebst Abstellraum. Einen Keller besaß das Haus nicht.
Die Tür zum Bad stand offen.
Das kleine Viereck war mit einer Minidusche eingerichtet, einem Spiegel einem Wandschrank, Waschbecken und natürlich der Toilette. Es besaß auch ein Fenster.
Nicht sehr groß, ausreichend eben. Unter dem Fenster befand sich das Dach eines Schuppens, der auch zum Haus gehörte. Siebel benutzte ihn schon seit Jahren als Garage.
Um vom Dach des Schuppens aus bequem an das Badezimmerfenster zu gelangen, reichte es schon aus, wenn man einen Bierkasten an die Fassade stellte.
Ivan Siebel schlurfte in den Raum und ging auf das Waschbecken zu. Noch immer konnte er den Rücken nicht durchbiegen, die Schmerzen hätten ihn sonst wahnsinnig gemacht. Wie immer war das Bad kalt – und auch feucht. Gift für sein Rheuma.
Siebel stützte beide Hände auf die Ränder des Waschbeckens, senkte den Kopf, hob ihn dann wieder und schaute in den Spiegel, auf dessen ziemlich blinder Fläche sich sein Gesicht abzeichnete.
Es war ein Gesicht, das ihm überhaupt nicht gefiel. Grau und mit Falten, die wie ein Netzwerk die Haut durchzogen. Gerötete Augen, blasse Lippen, ein verzerrter Mund, das gehörte zu ihm, es war typisch geworden.
Ein Gesicht ohne Energie mit müden, grauen Augen.
Er schielte auf die Uhr. Himmel, es war erst halb vier. Eine scheußliche Zeit.
Er bückte sich noch tiefer. Im Rücken explodierte etwas. Wieder stemmte er sich hoch, ließ aber das Wasser laufen und wartete so lange, bis es sehr kalt war.
Dann schaufelte er sich die Flüssigkeit ins Gesicht, wusch sich und richtete sich wieder auf. Das Handtuch hing über der Stange. Er zog es weg, preßte es gegen sein nasses Gesicht und verdeckte damit seine Augen.
Deshalb sah er nicht, er hörte nur.
Es war ein Platzen, ein ziemlich hartes Geräusch, vermengt mit einem leisen Klirren.
Ivan Siebel glaubte fest daran, keiner Täuschung erlegen zu sein.

Jemand mußte von außen die Scheibe des Badezimmerfensters eingeschlagen haben. Er hätte jetzt hinschauen müssen, aber er traute sich nicht, den Kopf zu heben.

Gebeugt stand Siebel da und zitterte. Kalte Luft wehte ins Bad. Er spürte sie auch. Sie streichelte ihn, doch für Siebel war sie wie die kalte Hand des Todes. Er fand den Mut, das Handtuch sinken zu lassen. Sein Gesicht wurde frei, das Tuch rutschte ihm aus den Händen, als er den Kopf etwas nach links drehte und geradewegs auf das Fenster schauen konnte.

Es war zerstört worden, die Scherben lagen im Zimmer. Wind wehte in den Raum und auch an der Gestalt vorbei, die auf dem Sims hockte.

Sie war furchtbar.

Grünlich schimmernd, naß, klebrig, mit kalten, weißen Augen in einem entstellten und aufgedunsen wirkenden Gesicht. Klebrig hingen die Haare bis hinein in die Stirn. Der Mund war verzogen, in den beiden Händen hielt der Eindringling je einen Revolver.

Ivan Siebel nickte. Einige Male bewegte er den Kopf. Es sah so aus, als wollte er sich selbst bestätigen.

Er hatte es gewußt, schon immer gewußt, daß die Sache nicht beendet war.

Moskau wußte Bescheid, aber Moskau war weit. Zu weit weg, um ihn vor dem Killer zu schützen.

Der Grüne saß dort, als hätte man ihn angenagelt. Er stierte aus seinen hellen, grausamen Augen in das kleine Bad. Erst jetzt fiel Ivan Siebel auf, daß die Gestalt keine Pupillen besaß. Die Augen wirkten wie zwei helle, mit kaltem Licht gefüllte Kreise.

Aber da waren noch zwei Augen. Jedenfalls kamen sie Siebel so vor. Es waren die Mündungen der Waffen, die den schmerzgebeugten Mann wie böse Augen anglotzten.

Er sagte nichts, reden konnte er nicht, er schaute nur auf die Gestalt, die ebenfalls nicht sprach.

Aber alte Zeiten kehrten zurück. Zumindest in Siebels Erinnerung.

Zwanzig Jahre waren es her.

Zwanzig verdammte Jahre hatte er mit dieser furchtbaren Angst gelebt. Jetzt war der Tag da.

Siebel mußte sich einfach bewegen. Er ging zurück. Jeder Schritt war für ihn eine Qual.

Wenn es ihm gelang, das kleine Bad zu verlassen und er anschließend über sich selbst hinauswuchs, war es vielleicht möglich, diesem Schreckenswesen zu entkommen.

Nach dem dritten Schritt handelte der Grüne!

Er hob beide Waffen an. Deren Mündungen zielten jetzt direkt auf Ivan Siebel.

Dann drückte er ab.

Zum einen stand die winzige Feuerblume vor der rechten, zum anderen vor der linken Mündung.

Zwei Kugeln, die auch trafen!

Siebel schrie nicht einmal. Die schweren Hiebe schmetterten ihn zurück bis gegen den rechten Türpfosten. Er spürte die Kante noch wie eine Lanze in seinen Rücken dringen. Der Schmerz war da, er überwältigte ihn als gewaltige Woge, und mit ihm kam die Dunkelheit.

Während Siebel fiel, hatte er den Eindruck, als würde jemand einen Vorhang langsam zuziehen. Der Vorhang nahm ihm die Sicht, er nahm ihm alles, denn der Tod war erbarmungslos.

Der Grüne aber machte auf dem Sims hockend kehrt und verschwand ebenso lautlos, wie er gekommen war…

***

In der Halle des altehrwürdigen Dorchester Hotels dämpften dicke Teppiche meine Tritte. Ich befand mich nicht zum erstenmal in diesem Haus. Ob man mich kannte oder nicht, wußte ich nicht, jedenfalls nickte man mir vom Personal her grüßend zu.

Ich wollte schon zur Rezeption gehen, als sich aus einem der Sessel in der Halle jemand erhob.

Ein großer, breitschultriger Mann mit blonden Haaren, die heller als meine waren. Das Gesicht, noch von der Sonne gebräunt, die Züge etwas kantig wirkend, und hell die Augen.

»Hallo, John!«

Wladimir Golenkow sprach ein etwas hart klingendes Englisch, wie fast alle Osteuropäer. Sein Lächeln war herzlich, als wir uns begrüßten und uns umarmten.

Von den Systemen her trennten uns noch Welten, vom menschlichen überhaupt nicht. Wir waren im Laufe der Zeit Freunde geworden, wobei sich einer auf den anderen verlassen konnte. Ich hatte schon Fälle zusammen mit Wladimir hinter dem Eisernen Vorhang gelöst, und sie hatten weiß Gott nicht zu den leichtesten gehört.

»Du siehst gut aus«, sagte ich zu ihm.

»Ach, das täuscht. Viel Arbeit, viel Ärger.«

»Liegt es an der Umgestaltung bei euch im Land?«

»So ist es. Nur bin ich froh, daß Gorbi – so sagt ihr doch hier im Westen – endlich ernst macht.«

»Darauf freuen wir uns alle.«

»Wo gehen wir hin?«

»Es kommt darauf an, was du willst.«

»Eine ruhige Ecke.«

Ich hob die Schultern. »Da bleiben wir doch am besten hier. Was zu trinken gibt es auch.«

»Einverstanden.«
Wir nahmen in den Sesseln Platz und streckten die Beine aus. Wladimir lächelte. Er bestellte Kaffee, ich entschied mich für Mineralwasser. Beides wurde schnell gebracht.
»Grundlos bist du bestimmt nicht nach London gekommen«, fing ich an. »Oder wolltest du mich besuchen?«
»Auch.«
Ich trank einen Schluck und ließ die kleinen Perlen auf meiner Zunge zerplatzen. »Wem galt denn dein Besuch?«
»Einem Mann namens Ivan Siebel.«
»Kenne ich nicht.«
»Kann ich mir denken. Er ist auch einer von uns gewesen.«
Ich stellte das Glas vorsichtig auf den kleinen Silberuntersetzer zurück und hob die Augenbrauen. »Weißt du, was ich dich jetzt fragen werde, mein Freund?«
»Ja, du wunderst dich sicher über die Vergangenheitsform.«
»So ist es.«
Wladimir legte seine Stirn in Falten. »Ich habe mich nicht versprochen, John. Ivan Siebel ist einer von uns gewesen. Und jetzt, mein Lieber, ist er tot.«
»Das weißt du genau?«
»Ja, ich war heute morgen schon bei ihm. Er rief uns vor einigen Tagen an. Eine dringende Meldung, der offiziell beim KGB keine Bedeutung beigemessen wurde, aber man hat mich geschickt.«
»Dann brennt es irgendwie.«
»Inzwischen lichterloh.«
Ich trank wieder. »Um was geht es eigentlich?«
»Um einen Schläfer.«
»Sehr schön, Wladimir.« Schläfer sind Agenten, die meist lange, manche viele Jahre, auf ihren Einsatz warten. Bis zu diesem Einsatz führen sie ein normales Leben. Jeder Geheimdienst der Welt besitzt diese Schläfer, so etwas war nicht allein den Russen vorbehalten.
»Und weiter?« fragte ich.
»Man hat Ivan Siebel getötet. Ich fand ihn erschossen in seinem kleinen Badezimmer.«
»Er lebt hier in London?«
»Ja, in einer alten Siedlung. Völlig unauffällig, versteht sich. Sehr allein, hat kaum Kontakt, ein Mensch, den du siehst und auch wieder vergißt. Aber sein Anruf hat uns gewarnt.«
»Worum ging es?«
Wladimir leerte die Kaffeetasse mit einem Schluck. Dann schaute er auf seine übereinandergelegten Hände. »Das ist eine sehr alte und auch verdammt miese Geschichte.«
»Erzähle sie trotzdem.«

»Später. Ich würde vorschlagen, daß wir zu Siebels Wohnung fahren und du dir den Toten anschaust.«

»Wenn du meinst.«

Wir standen zugleich auf. Die Rechnung wollte Wladimir später begleichen. Da ich mich in London besser auskannte, nahmen wir meinen Rover. Der Russe war während der Fahrt sehr schweigsam.

Ich beobachtete ihn hin und wieder. Dabei stellte ich fest, daß sich seine Haut an der Wange sehr häufig bewegte. Einige Male zuckte sie sogar, auch legte er die Stirn in Falten, als würde er über irgend etwas nachdenken.

Londoner Morgenverkehr ist ein Horror aus Blech und Auspuffgasen. Wir blieben oft stecken. Doch auch in den Pausen sprach Golenkow nicht über den Fall.

Ich ahnte, daß da etwas auf mich zukam. Um einen einfachen Mord konnte es sich nicht handeln, sonst hätte man nicht einen so hohen Geheimdienstmann geschickt.

Die Straße kannte ich nicht, aber die Gegend. Sie gehörte zu den älteren in London, eine Industriesiedlung mit Häusern, die Jahrzehnte auf dem Buckel hatten.

Eingeklemmt stand Haus an Haus. Kleine Fenster, graue Fassaden, oft schmutzig wirkende Scheiben.

Wenn wir Menschen sahen, wirkten sie verhärmt oder von der schweren Arbeit gezeichnet. Überdurchschnittlich viele Farbige bewohnten diese Gegend. Sie lebten manchmal nur am Rande ihrer Existenz. Ein kleiner Lebensmittelladen besaß einen bunten Anstrich. Der einzige Farbtupfer in der grauen Umgebung.

Auch das Wetter hatte sich nicht gebessert. Noch immer verdeckte die Wolkenschicht den Fall der Sonne.

»Die nächste rechts, dann sind wir da!«

»Okay.«

Auch diese Straße glich den anderen. Nicht einmal Vorgärten waren vorhanden. Auf den Gehsteigen standen zahlreiche Mülltonnen.

Zwischen manchen Häusern wirkten die Hofeinfahrten wie in das Mauerwerk gesägt.

Das Haus lag auf der rechten Seite. Ich bekam gegenüber einen Parkplatz. Als wir ausstiegen, wurden wir beobachtet. Aus den Fenstern schauten Frauen. Kinder drückten sich in Hauseingänge, zwei Jugendliche spazierten vorbei und spuckten aus.

Wir kümmerten uns nicht um sie und überquerten die Straße.

Wladimir hatte die Führung übernommen. Er ging ziemlich schnell, als hätte er Furcht, etwas zu verpassen.

»Ist die Tür offen?« fragte ich.

»Ich habe einen Schlüssel.« Es war ein Dietrich, den er aus der Tasche holte.

Ich deckte den Russen zur anderen Hausfront hin ab. Es brauchte niemand zu sehen, wie wir das schmalbrüstige Gebäude betraten.

Im Flur roch es säuerlich.

»Er liegt oben.«

Ich schloß hinter Wladimir die Tür und ließ ihn vorgehen. Auf der Holztreppe hinterließen seine Tritte Echos.

Das Haus war nicht nur von außen sehr schmal, auch innen setzten sich die Maße fort.

Im Bad hatten zwei Personen kaum Platz. Die dritte aber lag auf dem Boden. Bäuchlings, mit halb angewinkelten Armen, wobei eine Handfläche noch die Außenseite des Duschbeckens berührte.

Zwei Blutlachen hatten sich neben dem Körper zu einer vereinigt.

Auf ihr lag schon eine dünne Haut. Drei Fliegen umschwirrten sie.

Die Stille bedrückte mich. Als ich mich bewegte, schabte auch meine Kleidung und unterbrach das Schweigen.

Wladimir hob die Schultern. »Da ist tatsächlich nichts mehr zu machen, John. Zwei Kugeln in der Brust. Ich hatte ihn bei meinem ersten Besuch umgedreht.«

»Und wer könnte es getan haben? Hast du einen Verdacht?«

Er hob die Schultern. »Gewissermaßen. Ich rechne sogar mit einem Zombie.«

»Wie bitte?«

»Ja, ein bewaffneter Untoter. Eine lebende Leiche, die zurückgekehrt ist. Nach zwanzig Jahren. Siebel hat es gewußt. Deshalb rief er uns an. Es ist eine verdammte Sache.«

»Welche, Wladimir?«

Er winkte ab. Nicht jetzt und nicht hier. »Laß uns irgendwohin gehen. In ein Lokal oder so.«

»Das ist nicht so einfach.« Ich trat ans Fenster. Unter meinen Sohlen knirschten Glassplitter. »Wir müssen Spuren suchen, die Mordkommission muß alarmiert werden.«

»Laß die aus dem Spiel!«

»Wladimir, wir sind hier nicht in Moskau. Es muß seinen Weg gehen.«

»Okay, du kannst sie holen, aber sag ihnen, daß du dich um den Fall kümmern willst.«

Ich schaute ihn länger an als gewöhnlich. »Wenn ich dich ja nicht so gut kennen würde, Towarischtsch…«

»Du kannst mir vertrauen.«

»Was bleibt mir anderes übrig.«

Wir verließen das Haus. Mein Rover war nicht angetastet worden.

In den offenen Fenstern lagen noch immer die Gaffer und stierten uns an. »Kennst du hier ein Lokal, in dem wir Ruhe haben?«

»Nein, das ist nicht meine Gegend. Laß uns ein Stück fahren!« Ich

griff zum Telefonhörer.
»Rufst du deine Kollegen an?«
»Sicher, es muß alles seine Ordnung haben.« Das allerdings erwiderte ich spöttisch.
Der Russe faßte es anders auf. »Ja, seine Ordnung, aber sie wird wohl sehr bald gestört werden. Nein«, korrigierte er sich selbst. »Sie ist schon gestört…«

***

Als Suko die Tür aufdrückte, wußte er sofort, warum das Lokal »Red Elephant« hieß. In einem Durcheinander aus Qualm und Rauch glühten die Umrisse eines roten Elefanten, dem jemand den halben Rüssel abgeschlagen hatte. Nur noch die obere Hälfte war vorhanden und sah aus wie eine zu lang geratene Pfeife.
Suko mußte sich die Sicht freiwedeln und dabei darauf achten, daß er keinem Gast ein Bierglas aus der Hand fegte. Was er hinter dem Schleier an Gestalten entdeckte, trug auch nicht dazu bei, seine Laune stark anzuheben. Es war ein Querschnitt der »Unteren Zehntausend«. Sicherlich nicht alle schlecht, viele schuldlos in ein mieses Dilemma hineingeraten. Da war eine Kneipe wie diese hier gerade der richtige Sammelpunkt.
Suko wunderte sich, daß er es schaffte, die Theke zu erreichen.
Eine schmutzige Insel inmitten des Qualms und Gestanks. Sie war doch nicht so dicht belagert, wie es zuvor den Anschein gehabt hatte. Suko fand noch einen freien Platz.
Hinter der Theke residierte der Wirt. Ein Muskel- und Fettpaket, für diesen Laden passend, wie auch der Kellner, der die graue Haut des Zuchthäuslers aufwies. Er bediente an den Tischen und kassierte auch sofort.
Der Wirt schaute Suko an. Sein Gesicht glänzte, wie mit Öl eingerieben. Es war warm in der Bude. »Hast du dich verlaufen, Chink?« fragte er lauernd.
»Nein, wieso?«
»Hier verkehren nur Stammgäste.«
»Vielleicht möchte ich einer werden.« Suko grinste den Fetten an.
»Oder bist du Rassist?«
»Mir ist deine Hautfarbe scheißegal, wenn du zahlen kannst. Das kannst du doch – oder?«
»Sicher.«
»Laß sehen!«
Suko zog einen Schein aus der Tasche.
»Okay.« Der Dicke nickte. »Was willst du trinken? Bier?«
»Gib her.«
Suko bekam eine schon sehr staubige Flasche. Sie war jedoch gut

gekühlt. »Und dann habe ich noch eine Frage.«

»Ich gebe keine Auskünfte!«

Suko legte zu der Pfundnote noch zwei andere. »Auch jetzt nicht, Meister des Zapfhahns?«

»Es kommt darauf an.«

Der Inspektor hatte zuvor mit Sergeant Brackman gesprochen und von ihm noch einmal alles erfahren. Er wußte jetzt auch, wie der Zeuge aussah. »Ich suche Paul Putnam. Das ist alles.«

»Was willst du denn von ihm?«

»Ich gebe ihm einen aus.«

Der Wirt steckte die drei Geldscheine ein. »Er sitzt hinten an der Wand, wo nur die Bank ist, aber keine Tische stehen. Der mit dem braunen Mantel, das ist er.«

»Danke.« Suko nahm sein Bier und ging. Der Kellner bedachte ihn mit einem bösen Blick. Wahrscheinlich ärgerte er sich darüber, daß Suko das Getränk nicht bei ihm bestellt hatte.

Paul Putnam war nicht zu übersehen. Etwas abseits hockte er auf der alten Holzbank und drehte ein leeres Glas zwischen den Handflächen. Er schaute kaum auf, als Suko neben ihm Platz nahm.

Putnam war noch nicht alt. Das Leben allerdings hatte ihn gezeichnet. Hinzu kamen die Müllsackklamotten, auch noch das braune Haar, das als fettige und strähnige Mähne wild auf seinem Kopf wuchs und sich im Nacken aufrollte.

»Ich kann dir das Glas wieder füllen lassen«, sagte Suko. Er mußte laut sprechen, um gegen den Stimmenlärm anzukommen.

»Ach ja?«

»Bestimmt!«

Erst jetzt schaute Putnam auf und Suko an. Der Mann hatte dunkle Augen. Ein Ausdruck von Furcht und Wachsamkeit lag in seinem Blick. »Weshalb bist du so gütig zu mir?«

»Weil mich jemand geschickt hat.«

»Wer denn?«

Suko winkte dem Kellner. »Gib ihm ein Bier.«

Der mit der grauen Haut nahm einen Krug vom Tablett und stellte ihn auf die Bank. Suko zahlte sofort.

»Aber laß dich von dem Chink nicht anmachen, Paul. Die Gelben sind hinterlistig, weißt du?«

Suko erwiderte nichts, denn auch Putnam hatte nichts gesagt. Er trank einen Schluck und sagte: »Da ist noch eine Antwort offen, mein Lieber.«

»Ich weiß. Der Mann, der mich geschickt hat, heißt Brackman. Sagt dir der Name was?«

Putnam reagierte kaum. Er nahm nur einen langen Schluck, rülpste und nickte. »Brackman ist ein Bulle«, stellte er fest. »Nicht einmal der

schlechteste, das meine ich ehrlich. Wenn Brackman dich geschickt hat, mußt du auch ein Bulle sein – oder?«

»Richtig.«

Paul schielte den Inspektor von der Seite her an. »Keine Uniform wie die anderen, also bist du ein höherer Bulle. Einer von den ganz feinen Typen, wie mir scheint.«

»Scotland Yard.«

Putnam pfiff und nickte. »So was hatte ich mir schon gedacht. Ich bin trotzdem mißtrauisch. Nimm's nicht persönlich, aber kann ich deinen Ausweis sehen?«

»Bitte – hier.«

»Klar.« Paul hatte kaum hingeschaut. »Hat mein Bericht Furore gemacht, Inspektor?«

»Zumindest ist er auf meinem Schreibtisch gelandet.«

»Und hat euch heiß gemacht.«

»Ein wenig.«

»Was glaubst du denn?« Das Glas war leer. Putnam kippte es.

Letzte Tropfen und Schaumreste klatschten zu Boden.

»Willst du noch ein Glas?«

»Lieber was Hartes.«

Der Kellner stand schon da. Eine Flasche mit billigem Brandy trug er immer bei sich. Sie steckte in einer Art Halfter an seiner linken Seite. Gläser befanden sich in breiten, hochstehenden Gürtelschlaufen. »Doppelt oder einfach?«

»Doppelt.«

Er bekam sein Glas bis unter den Rand vollgeschenkt, kippte das Zeug weg und nahm noch einen Schluck hinterher.

Suko zahlte stillschweigend. Putnam trank nur die Hälfte des billigen Gins. »Ja«, sagte er dann, »ich habe ihn gesehen. Er leuchtete grünlich und stieg aus dem Wasser.«

»Er war auch bewaffnet?«

»Richtig, mit zwei Kanonen.«

»Und weiter?«

»Nichts weiter, überhaupt nichts. Er kam auf mich zu.« Putnam flüsterte die Worte. »Wie ein Roboter kam er näher. Schritt für Schritt. Ich dachte schon, der haut dich um, der macht dich fertig, der…«

»Dann sind dir die Sicherungen durchgebrannt!«

»Nicht nur das. Ich bin gerannt. Der Typ schoß noch hinter mir her. Keine Kugel traf.«

Suko stellte bewußt eine etwas naive Frage. »Was hat er denn gesagt?«

»Nichts. Oder hast du schon gehört, daß Zombies sprechen können? Ich sage dir, das war ein Zombie.«

»Woher weißt du das?«

»Weil ich sie kenne.«
»Tatsächlich?«
»Jetzt wirst du lachen, aber ich kenne sie tatsächlich. Habe genügend Filme gesehen.«
»Na ja, Filme…«
»Der Typ hat nicht geatmet.« Die Gesichtszüge des Stadtstreichers verhärteten sich. Er fing an zu zittern. Bevor er Gin verschütten konnte, leerte er das Glas mit einem Zug. »Verstehen Sie, Inspektor?« Jetzt wurde er sogar förmlich. »Nicht geatmet. Menschen atmen, die müssen Luft holen, aber der hat es nicht getan!«
»Da bist du sicher?«
»Ja, ich war nicht blau. Das habe ich trotz der Dunkelheit erkennen können. Dann bin ich gerannt, einfach nur gerannt. Weg aus dieser Scheiße, nur weg.«
»Du kennst aber die Stelle, wo der Zombie aus dem Wasser gestiegen ist?«
»Klar.«
»Kannst du mich hinführen?«
Paul Putnam bekam große Augen. Er wischte seine Handflächen an den Hosenbeinen ab. Sauberer wurden sie nicht. Suko erkannte, daß der Mann sehr schmale Hände besaß. »Soll ich dich jetzt hinbringen?«
»Ich bitte darum. Ist es weit?«
»Wir müßten schon laufen und bei dem Betrieb…«
Suko hatte seinen BMW nicht mitgenommen. Ihn in dieser Gegend stehenzulassen, war ihm einfach zu riskant erschienen. Deshalb hatte er sich den ältesten Dienstwagen geben lassen. »Dann nehmen wir mein Auto«, erklärte der Inspektor.
»Das ist gut.«
»Wir kommen aber bis an den Fluß.«
»Natürlich.«
An der Tür trat ihnen der Kellner in den Weg. Er tauchte wie ein Gespenst aus dem Rauch auf. »Alles klar?« fragte er.
Putnam nickte. »Das geht schon in Ordnung, hier. Du brauchst dir keine Sorgen zu machen.«
»Dein Bier, Paul.«
Putnam hörte den Satz nicht mehr. Er hatte die Kneipe bereits verlassen und fror in der Kühle ein wenig. »Wo steht das Vehikel denn?«
»Wir müssen noch ein paar Schritte laufen.« Suko hatte den Wagen zwischen zwei Backsteinhäusern abgestellt, neben einigen anderen. Dort fand er ihn auch vor.
Ächzend ließ sich Putnam in die Polster fallen. »Ist lange her, daß ich mit einem Bullen gefahren bin. Mit einem zivilen, meine ich. Das waren noch Zeiten.«

»Bessere?«

»Und wie? Da arbeitete ich am Computer und entwickelte Programme. Aber lassen wir das.« Er erklärte dem Inspektor den Weg, der hinunter zum Fluß führte.

Sie mußten aufpassen, da sie sich in einem Industriegelände bewegten, durch das auch Gleise führten, über die hin und wieder Züge rollten. Auch Trucks waren unterwegs, zumeist schwer beladen mit Waren aller Art. Die Stelle, die sie ansteuerten wurde nicht industriell genutzt. Vor ihnen lag ein flacher Uferstreifen, der bei Hochwasser ständig überschwemmt war, weil keine Kaimauer die Fluten hielt.

»Du kannst hier halten!«

Suko stoppte auf dem weichen Boden. Er war zum Glück nicht so weich, daß die Reifen nicht mehr freikamen. Sie stiegen aus. Putnam ging schon zum Wasser hin, während sich Suko umschaute.

Vor ihm schob die Themse ihre grauen Fluten in Richtung Atlantik. Hinter ihm lag wie eine moderne Kulisse die Industrielandschaft des Hafens. Mit all ihren Gebäuden, Türmen, Silos, Speichern und auch Kränen.

Das Rauschen des Wassers schien selbst die laute Kulisse hinter ihnen aufzufangen. Suko ging zu Putnam, der an einer bestimmten Stelle auf ihn wartete.

Durch das Wasser schoben sich die Schiffe. Zumeist lagen sie sehr tief, die Ladung drückte schon.

Suko fragte: »Und?«

Putnam deutete auf den Fluß. »Da ist er aus den Fluten gestiegen, der Zombie.«

»Weit vom Ufer weg?«

»Er konnte stehen. Vielleicht ist er vorher geschwommen oder hat sich anschwemmen lassen.«

»Das ist auch möglich.« Suko ging so weit vor, bis die ausrollenden Wellen fast seine Fußspitzen umleckten. Über ihm flogen die Möwen und kreischten wild.

Nichts war auf dem grauen Wasser zu sehen. Er konnte sich auch schlecht vorstellen, daß der Zombie hier aus den Fluten geklettert war. Allerdings wollte er Putnam auch nicht als Lügner dastehen lassen. »Ich frage mich nur«, murmelte Suko, »wo sich unser Freund jetzt versteckt halten kann?«

»Wieder im Wasser!«

Suko hob die Augenbrauen. »Gratuliere, die Idee ist gar nicht mal so schlecht.«

»Meinst du wirklich?«

»Ja. Der Fluß ist ein gutes Versteck. Möglicherweise liegt etwas auf dem Grund verborgen, nachdem man tauchen sollte.«

»Ohne mich.«

Suko lächelte. »Das hat auch niemand verlangt. Irgendwoher muß dieser Zombie ja gekommen sein.«

»Stimmt. Vielleicht ist er nur ins Wasser gegangen und hat sich treiben lassen.«

»Wir werden sehen.«

»Willst du denn tauchen?« Suko spürte die Finger des anderen an seinem rechten Arm.

»Nein, das Feld überlasse ich den Profis.« Er strich nachdenklich über sein Kinn. »Was hast du gesagt? Ein grünes Leuchten?«

»Genau, der hat gestrahlt, der Kerl. Irre.« Paul trampelte mit den Füßen auf dem weichen Boden.

»So wie jetzt?« fragte Suko leise, als er über den Fluß schaute. Die Sonne war durch die Wolkenbank gedrungen und schickte einen langen Strahl auf die sich bewegende Wasserfläche.

»Nein, grüner.« Paul winkte ab. »Das ist alles nichts gegen das in der Nacht. Ich kann dir sagen, als ich den Kerl sah, habe ich mir fast in die Hose…«

Urplötzlich fielen die Schüsse. Scharf und peitschend. Zweimal hintereinander.

Paul Putnam zuckte zusammen, fiel gegen Suko und klammerte sich mit dem Rest seiner Kraft an ihm fest. Da waren seine Augen schon gebrochen. Aus dem Mundwinkel rann ein roter Streifen, und Suko wußte, daß er einen Toten in den Armen hielt…

***

Wladimir Golenkow rührte in seiner Kaffeetasse und zog ein nachdenkliches Gesicht. Ich ließ ihn in Ruhe, denn er mußte überlegen.

Schließlich, das wußte ich mittlerweile, wollte er mir etwas anvertrauen, das damals, als es vor zwanzig Jahren begann, unter »Streng geheim« gelaufen war.

Eine Aktion des KGB, mehr wußte ich auch nicht.

Wir saßen in einem Lokal mit Bistro-Charakter. Es war nett und freundlich eingerichtet. Die runden Marmorplatten der Tische schimmerten fast so hell wie Spiegel.

An der Bar saßen einige Typen aus der Werbeszene. Jedenfalls unterhielten sie sich über ein neues Produkt, das sie auf den Markt bringen wollten.

Auch ich hatte Kaffee bestellt. Er schmeckte mir längst nicht so gut wie bei Glenda. Mit den Kollegen der Mordkommission war ich klargekommen. Man hatte die Leiche abtransportiert, ohne weitere Fragen zu stellen.

»Kannst du nicht reden?« fragte ich meinen russischen Freund.

Er hob die Schultern. »Es fällt mir zumindest schwer. Da ist noch etwas. Irgendwie schäme ich mich sogar für das, was geschehen ist, obwohl ich selbst daran nicht beteiligt gewesen bin.«

»Du mußt entscheiden, ob du mich voll einweihen willst.«

»Natürlich weihe ich dich ein. Es ist nur etwas schwierig. Wie gesagt, es liegt zwanzig Jahre zurück.«

»Schon fast verjährt.«

Golenkow verzog den Mund. »Verjähren die Greueltaten von Zombies?«

»Nein, wieso?«

»Vor zwanzig Jahren sind vier Zombies nach London geschickt worden, John.«

Hatte ich mich verhört? »Wie war das, Wladimir? Vier Zombies sind vor zwanzig Jahren nach London geschickt worden?«

»Ja, von uns.«

»Und weshalb, zum Henker.«

»Das ist eigentlich geheim.«

»Es war geheim. Jetzt nicht mehr. Da hat sich einiges verändert, mein Freund.«

»Ich weiß. Nicht nur die Zeit, auch wir sind durchsichtiger geworden. Sie haben ihren Auftrag ja nicht ausgeführt. Es war nicht nötig. Wir haben sie vorher vernichtet.«

»Was hatten sie denn tun sollen?«

»Einen Anschlag auf hohe Politiker. Frage mich nicht nach Namen, die gebe ich dir nicht preis.«

Ich lehnte mich zurück. »Und was ist der Grund gewesen?«

»Einer eurer Agenten ist mit einer Bombe bei der Parade zur Oktober-Revolution erwischt worden. Sie ging nicht hoch. In der ersten Wut schickten gewisse Leute die Zombies nach London. Als die Wut dann verraucht war und klare Überlegungen ans Tageslicht gesucht traten, da befanden sich die vier schon in der Stadt und…«

»Ja, weiter, weiter…«

»Wir mußten sie ausschalten. Deshalb haben wir unsere Schläfer geweckt.«

»Zu denen auch Ivan Siebel gehörte.«

»So ist es.«

»Haben Sie es geschafft? Sind die Zombies vernichtet worden?«

Golenkow rührte wieder den Kaffee um. »Angeblich ja. Man meldete Vollzug, nichts war passiert, das unsere beiden Länder hätte gegeneinander aufbringen können. Bis vor einigen Tagen. Da rief Siebel an und erklärte, daß einer zurückgekehrt sei. Einer kam zurück, John, und dieser eine geistert durch London. Deshalb hat man mich losgeschickt. Ich soll ihn fangen. Allein stehe ich schlecht da, deshalb habe ich mich an dich um Hilfe gewandt. Jetzt weißt du alles.«

Ich schüttelte heftig den Kopf. Auch mein Kaffee erkaltete, das störte mich nicht mehr. »Nein, ich weiß nicht einmal die Hälfte. Kannst du mir erklären, wie es möglich war, daß vier lebende Leichen nach England hineinkamen?«

»Über dunkle Kanäle, Schmugglerwege, Rattenlinien, wie sie auch bei den Kennern heißen.«

»Ja, den Ausdruck kenne ich.«

»Dann dürfte ja alles klar sein.«

»Wohl kaum. Ich will erstens wissen, wie viele Schläfer noch in Gefahr schweben, dann würde es mich interessieren, wie der KGB an die lebenden Leichen herangekommen ist?«

Wladimir trank Kaffee. »John, ich weiß es auch nicht genau. Wie dir jedoch bekannt sein dürfte, sind in meinem Land schon seit langem Experimente durchgeführt worden, die sich mit parapsychologischen Gegebenheiten befaßten. Sie gingen bis an die Grenzen des menschlichen Begreifens und natürlich darüber hinaus.«

»Das ist mir bekannt!«

Er schüttelte den Kopf. »Dir ist nur bekannt, John, was dir bekannt sein durfte. Was in den Westen durchsickerte. Das meiste war geheim, sogar streng geheim. Selbst wir hatten davon keine Ahnung. Über gewisse Forschungen lag stets ein dichter Nebelschleier, den kein Zivilist durchbrechen konnte. Das blieb allein den Militärs vorbehalten. Du hast vor Jahren selbst die Werwolf-Elite gejagt. Ich bin fest davon überzeugt, daß du allein in meinem Vaterland genügend Beschäftigung findest, was deine eigentliche Aufgabe angeht.«

»Das streite ich nicht ab. Wie aber war das mit den Zombies?« Ich hatte mich über den Tisch gebeugt und ziemlich leise gesprochen, da die Werbeleute die Theke verließen.

»Es muß sie gegeben haben, und sie sind nach London eingeschleust worden, um das Attentat zu starten. Man hat sich im letzten Augenblick anders besonnen. Die Schläfer wurden aktiviert. Ihnen gelang es, die Zombie-Brut zu stoppen. Vier Schläfer waren daran beteiligt.«

»Wie wurden die Untoten ausgelöscht?«

»Man hat sie gesprengt!«

Ich schloß ein Auge und schaute mit dem anderen skeptisch.

»Wladimir, jetzt willst du mir aber einen unter die Weste schieben. Wieso gesprengt?«

»Ja, in die Luft gejagt!«

»Wo denn?«

»Auf der Themse. Sie befanden sich in einem Boot. Es sollte Versteck und Operationsbasis gleichermaßen sein…«

Mein russischer Freund sprach noch weiter. Ich hörte gar nicht mehr

hin, denn in meinem Kopf hatte es »Klick« gemacht. Da war etwas eingerastet und hing jetzt fest.

Ich dachte an den Bericht, den ich gelesen hatte. Am frühen Morgen war er mir auf den Schreibtisch geflattert. Ein Zeuge wollte einen Untoten gesehen haben, der aus der Themse gestiegen war.

Suko war unterwegs, um den Zeugen aufzusuchen; mich hatte Wladimir Golenkow gesprochen. Gab es zwischen den beiden Fällen eine Verbindung?

Der Russe hatte bemerkt, was in mir vorging. Ich mußte mich bei meinen Überlegungen auch im Gesicht verändert haben. »Was ist mit dir los, John? Stimmt etwas nicht?«

»Doch, es ist alles in Ordnung!«

»Du machst einen so angestrengten Eindruck. Als wäre dir gleichzeitig mit meinem Bericht etwas eingefallen.«

»Das ist es vielleicht auch. Ich glaube sogar, daß wir die Spur der ehemaligen Killer aufgenommen haben.«

»Tatsächlich?«

»Ja. Was ich dir jetzt sage, ist ebenfalls geheim. Heute morgen bekamen wir einen Bericht auf den Schreibtisch…«

Nun war es Golenkow, der mir mit offenem Mund zuhörte, hin und wieder den Kopf schüttelte oder schluckte. Einige Male fuhr er über sein Gesicht, um den Schweiß abzuwischen. Ich beschrieb das Wesen so, wie ich es noch vom Bericht her in Erinnerung hatte.

»Ein grünes Leuchten oder Fluoreszieren. Ob von außen oder innen, das war nicht festzustellen, aber es war tatsächlich vorhanden, der Zeuge hat sich da keinesfalls geirrt.«

Golenkow starrte sekundenlang in die Tasse. Ich schaute einer Fliege nach, die über die nahe Wand krabbelte. »John, wenn das tatsächlich so stimmt, wie es der Zeuge behauptet hat, können wir damit rechnen, daß es sich bei der Gestalt tatsächlich um einen aus dieser Zombie-Mannschaft handelt.«

»Ja – aber nur um einen.«

Golenkow verengte die Augen. »Ich weiß, was du damit sagen willst. Du vermißt die drei anderen.«

»Richtig!«

»Wir können nur hoffen, daß sie nicht mehr existieren. Vielleicht hat die Bombe sie zerfetzt.«

Ich schluckte den kalten Kaffee. »Dann hätten wir es eben nur mit einem Zombie zu tun.«

»Kann sein.«

»Und der wird sich rächen. Bei Ivan Siebel hat er es geschafft. Es bleiben noch drei andere Schläfer übrig. Das ist natürlich eine Sache. Sie schweben in höchster Lebensgefahr. Hast du sie schon gewarnt, Wladimir?«

»Nein.«
»Das sollten wir.«
Er lehnte sich zurück und fixierte mich nachdenklich. Eigentlich machte er einen entspannten Eindruck. Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.
»Sorry, mein Freund, ich weiß genau, an was du denkst. Die Namen der drei Schläfer sind geheim. Wenn ich jetzt an deiner Seite bleibe, werde ich sie zwangsläufig kennenlernen.«
»So ist es.«
»Wir sind hier in London, Towaritsch. Du mußt dich damit abfinden.«
»Das habe ich längst. Aber du, John, mußt die Namen der Schläfer weitermelden.«
»Im Prinzip ja«, murmelte ich. »Aber werden sie noch gebraucht? Oder hat man die drei nicht längst ad acta gelegt?«
»Die Geheimdienste holen sich alles wieder. Sie investieren niemals grundlos und umsonst.«
»Das ist möglich. Eure Regierung hat gewechselt. Das System erfährt von innen her eine Veränderung, die sich zwangsläufig auch nach außen hin abzeichnet. Diese Schläfer sind ein alter Zopf, den wir einfach abschneiden müssen.«
»Ich müßte die Aktionen dann auf meine eigene Kappe nehmen und sie verantworten.«
»Sicher.«
Wladimir holte tief Luft und krauste die Stirn. »Mal schauen, was sich da machen läßt.«
Ich legte meine Hand auf seinen Unterarm. »Junge, reiß dich zusammen. Ich halte auch dicht. Wir müssen den Zombie stoppen und die anderen Schläfer retten.«
»Das sehe ich ein.«
»Okay.« Ich drückte mich wieder zurück. »Wo wohnen die Leute? Alle drei noch in London?«
»Ja.«
»Das ist gut, dann brauchen wir keine langen Wege zurückzulegen. Aber du hast nur von diesem Ivan Siebel einen Anruf erhalten, oder nicht?«
»So ist es.«
»Kann es sein, daß die anderen Schläfer noch nichts von der Gefahr wissen, in der sie schweben?«
»Es ist möglich«, gab Wladimir Golenkow zu. »Am Telefon jedenfalls hat er mir nichts davon gesagt. Wir sind da auf Vermutungen angewiesen. Ich habe mich ebenfalls nicht mit ihnen in Verbindung gesetzt.« Er winkte ab. »Das läßt sich ändern.«
»Klar.« Ich räusperte mich und schob den Stuhl zurück. »Ich

versuche, Suko zu erreichen.«

»Gut.«

Der Keeper schob mir das Telefon zu und entfernte sich, um Gläser zu putzen.

Glenda bekam ich an den Hörer, Suko leider nicht. Er war noch unterwegs, wie es hieß.

»Hat er sich zwischenzeitlich gemeldet?« wollte ich wissen.

»Nein, John. Er wollte zunächst mit einem gewissen Sergeant Brackman reden und sich dann um den Zeugen kümmern.«

»Danke dir.«

»Soll er dich anrufen, wenn er wieder hier ist?«

»Nicht erforderlich. Nur soviel, Glenda. Die Lage hat sich zugespitzt. Wahrscheinlich habe auch ich eine Spur aufnehmen können, aber davon später mehr.«

»Aber Wladimir.«

»Deshalb ist er hier, das kannst du Suko bestellen, falls du ihn vor mir siehst.«

»Natürlich – gut.« Sie war durcheinander, das hörte ich ihr an. Ich verabschiedete mich und kehrte zu Golenkow zurück.

»Was hat er gesagt?«

»Nichts, er ist nicht da. Suko wollte diesen Zeugen interviewen, der den Zombie in der vergangenen Nacht gesehen hat. Vielleicht haben wir Glück, und alles läuft von selbst.«

»Ich würde es mir wünschen«, antwortete er leise.

»Frag mich mal.« Ich winkte dem Keeper zu. Der kam, brachte die Rechnung, ich zahlte. »Und jetzt, mein lieber Wladimir, solltest du anrufen und die Schläfer aufwecken.«

»Wolltest du sie nicht besuchen?«

»Das werden wir auch noch.«

»Du bist der Boß«, sagte er und lächelte dabei…

***

Suko kam die folgende Sekunde vor wie eine kleine Ewigkeit, die nicht vorbeigehen wollte. Die Schüsse hatten den Zeugen in den Rücken getroffen. Suko der den Toten umklammert hielt, spürte die Nässe des austretenden Blutes an seinen Fingerspitzen.

Ein weiterer Schuß fiel nicht, aber beide standen wir auf dem Präsentierteller.

Das änderte sich schlagartig, als Suko die Leiche fallen ließ und ebenfalls zu Boden tauchte. Wer ihn jetzt beobachtete, hätte ihn auslachen können, denn ein Gegner ließ sich nicht blicken.

Suko wußte, aus welcher Richtung die beiden Schüsse abgefeuert worden waren. Er drehte sich etwas und schaute dorthin. Das Gras wuchs nicht hoch, zudem war der Boden weich wie ein Teppich.

Viel Deckung bekam er nicht, als er auf dem Bauch lag, aber den hinterhältigen Mordschützen konnte er auch nicht entdecken.

Wo er sich befinden mußte, gab es genügend Deckung. Dort bildete die Kaimauer eine Barriere. Ein idealer Platz, um sich dahinter zu verstecken.

Suko wartete auf eine Reaktion, die nicht eintrat. Er blieb noch einige Momente liegen, dann schnellte er mit einem Ruck hoch und rannte auf die Kaimauer zu.

Suko lief im Zickzack, um ein möglichst schlechtes Ziel abzugeben. Er hatte den Kopf leicht zwischen die Schultern gezogen. Wer ihn jetzt beobachtete, hätte sich sicherlich amüsiert. Danach jedoch war dem Inspektor nicht zumute.

Suko erreichte das Ende der Kaimauer, lief geduckt eine schmale Böschung hoch und sprang auf die Mauer.

Leer, keine Spuren. Direkt hinter der Mauer begann eine Straße.

Sie war mit Kopfsteinen gepflastert. Zwischen den Lücken schaute grünes Unkraut hervor.

Suko hatte seine Beretta gezogen und steckte sie auch jetzt noch nicht weg, als er sich auf die Suche machte und dabei überlegte, wohin der Todesschütze wohl geflohen sein konnte.

Die meiste Deckung gab es landeinwärts, wo die großen Lagerhäuser und Kontore standen. Überragt wurden sie nur von den hohen Gerüsten der Ladekräne, deren Stahlarme sich in ständiger Bewegung befanden und die Waren aus den Bäuchen der Schiffe holten, um sie auf andere Transportmittel zu laden.

Suko fiel ein, was Putnam über den Toten gesagt hatte. Der Zombie mußte allein vom Äußeren her auffallen. Eine grünlich leuchtende Gestalt, so etwas war selbst in einer Gegend wie dieser mehr als ungewöhnlich. Nur hatte der Zombie in der Nacht geleuchtet. Würde er am Tage ebenso aussehen?

Der Inspektor kam sich an der Nase herumgeführt vor. Er selbst hatte ihn nicht gesehen. Bei den Schüssen war sein Blick in eine andere Richtung geschweift. Darüber ärgerte er sich.

Erst als er die Kaistraße verlassen hatte und sich zwischen den Lagerhäusern befand, traf er auf einen Menschen.

Ein Arbeiter kam ihm entgegen. Der Mann blieb stehen und schob seinen Helm zurück, als ihn Suko ansprach und von ihm wissen wollte, ob er eine fremde Person gesehen habe.

»Ja.«

»Wie sah sie aus?«

»Wie du, Junge!« Der Mann streckte sich. »Was treibst du dich eigentlich hier herum? Zu uns gehörst du nicht.«

»Nein, ich suche jemand. Vielen Dank.«

»He, Moment. Unbefugten ist das Betreten des Geländes verboten,

das weißt du ja.«
Suko zeigte seinen Ausweis.
»Ja, schon gut. Aber gib acht, Bulle, daß du nichts auf deine Birne bekommst. Hier fällt manchmal sehr schnell etwas vom Himmel. Leider keine Sterne, mehr Ladungen.«
»Danke für den Ratschlag.«
Der Arbeiter ging pfeifend weiter. Suko blieb noch stehen. Er dachte darüber nach, wo sich der andere versteckt halten konnte.
Wenn hier eine Person gesucht wurde, mußte man schon eine Mannschaft alarmieren und in Bewegung setzen, um die entsprechende Person zu finden. Es gab einfach zu viele Verstecke.
Suko suchte die nähere Umgebung ab, ohne eine Spur des Killers zu finden. Er wurde noch einige Male angesprochen, kümmerte sich nicht um die Reden und telefonierte schließlich von einer Stelle aus mit den Kollegen der Mordkommission. Danach ging er zu dem Toten zurück und blieb so lange bei ihm stehen, bis die Mordkommission eintraf.
»Sie ausgerechnet«, sagte deren Leiter.
»Was meinen Sie?«
»Erst Ihr Schatten, dann Sie.«
»Sinclair meine ich. Auch er hat einen Toten gefunden. Nur haben das die Kollegen übernommen. Die Nachricht kam über Funk durch. Deshalb weiß ich Bescheid.«
Sukos Augen verengten sich. »Was ist mit John Sinclair?« hakte er noch einmal nach.
»Er fand eine Leiche. Das ist bei Ihnen ja nichts Ungewöhnliches. Dieses Opfer wurde von hinten erschossen, wie ich sehe.«
»Ja.« Suko war mit seinen Gedanken woanders. Er wollte telefonieren. Man stellte ihm den Apparat im Wagen des Leiters zur Verfügung.
Glenda war im Büro. »Gut, daß du dich meldest, Suko. John hat auch angerufen.«
»Und?«
»Er scheint auf der gleichen Fährte zu sein wie du.«
»Was ist mit dem Toten?«
»Welchem Toten?«
Allein an dieser einen Frage merkte der Inspektor, daß Glenda nicht eingeweiht worden war. »Ist schon gut, Glenda, vergiß es. Hat John gesagt, wie es weitergehen wird?«
»Nein, er will irgendwann anrufen.«
»Gut, dann sage ihm, daß Putnam vor meinen Augen erschossen wurde. Der Zombie räumt auf.«
»Gut, mache ich. Wie sieht es bei dir aus? Kommst du ins Büro?«
»Später.«
»Ich bleibe dann hier.«

Suko wischte über seine Stirn, als er den Wagen verließ. Sein Gesicht hatte einen sehr ernsten Ausdruck angenommen. Es gefiel ihm überhaupt nicht, daß dieser Zombie fast schon unsichtbar durch die Gegend lief und einfach mordete.

»Sie waren Zeuge, nicht wahr?« wurde er gefragt.

»So ist es.«

»Haben Sie etwas gesehen?« Kinsley, der Chef der Truppe, schaute Suko gespannt an. Er war ein Mann mit ungewöhnlich dicken Augenbrauen, die wie zwei Balken wirkten. »Schließlich sind Sie ein Zeuge.«

»Ein blinder Zeuge, Kollege. Ich habe die Schüsse gehört, die den Mann trafen. Er fiel gegen mich. Ich war sekundenlang abgelenkt. Die Zeit hat der Killer genutzt.«

»Aber Sie waren ihm auf der Spur.«

»Da haben Sie nicht unrecht.«

»Dann haben Sie auch einen Verdacht, wer hinter dem Mord stecken könnte?«

Suko lächelte schmal. »Den habe ich in der Tat. Nur ist es ein Fall, an dem mein Kollege Sinclair und ich arbeiten. Es fällt also in einen bestimmten Bereich.«

»Verstehe. Sie unterliegen mal wieder der Schweigepflicht.«

»So ist es.«

»Gut, dann lassen Sie uns die Drecksarbeit machen.«

»Sie brauchen die Leiche nur wegzuschaffen, Mr. Kinsley. Alles andere ist unsere Sache.«

»Nun ja, wie Sie meinen.«

Suko wartete noch, bis die Mannschaft verschwunden war. Dann ging auch er zu seinem Wagen.

Bevor er startete, blieb er noch für eine Weile hinter dem Lenkrad sitzen. Suko war deprimiert. Der Mord lag ihm schwer im Magen.

Besonders deshalb, weil es vor seinen Augen geschehen war und er nicht hatte effektiv eingreifen können.

Suko hatte ihn nicht einmal gesehen und sann darüber nach, wie der Zombie wohl aussah. Suko kannte sich aus mit diesen Wesen. Er wußte, daß sie sich von Menschen unterschieden. Sie besaßen zwar die menschliche Statur, aber ihre Haut, ihr Blick, das alles ließ auf eine Schauergestalt schließen, die auffallen mußte. Besonders bei Tageslicht. Der Zombie konnte sich nicht durch London bewegen und nichts tun. Er mußte einfach ein Versteck finden.

Sukos Blick glitt hinunter zum Fluß. Das Wasser strömte grau und schaumig an ihm vorbei. Schiffe kreuzten sich. Dunst lag über dem Strom und den Uferregionen.

Aus dem Wasser war der Unheimliche gekommen. Gab es ein besseres Versteck für ihn, als wieder ins Wasser hineinzugehen?

Der Gedanke daran beschäftigte Suko sehr. Er dachte auch daran, daß ihm Putnam kurz vor seinem Ableben die Stelle gezeigt hatte, wo der Zombie an die Oberfläche gekommen war.

»Vielleicht sollte man dort einmal tauchen?« sprach der Inspektor zu sich selbst.

Da er ein Mensch schneller Entschlüsse war, setzte er den Vorsatz gleich in die Tat um. Das heißt, er traf die entsprechenden Vorbereitungen für eine solche Aktion…

***

Ich hatte die Hände in die Seiten gestützt und schaute an der Fassade des Hauses hoch. Wer dieses Haus errichtet hatte, war den kreativen Ausführungen und Konstruktionen eines Architekten voll ins Messer gelaufen. Ein avantgardistischer Bau in Londons vernehmen Wohnort Belgravia.

Glas und Metall bildeten eine Harmonie bei dieser Häusergruppe.

Zudem lag es wie eine Insel auf einer Grünfläche. Die Parkplätze vor dem Gebäude wirkten deplaziert.

»Hier also wohnt der zweite Schläfer!« stellte ich fest und nickte.

»Sauber, sauber.«

Wladimir hob die Schultern. »Es tut mir leid, John, aber es ist eine Schläferin.«

»Eine Frau also?«

»Ja. Sie hat eine Aufgabe übernommen. Ihr Vater war der Schläfer. Er starb vor zwei Jahren. Coleen Ashley war seine Nachfolgerin. Er hat sie praktisch angeworben.«

»Alle Achtung. Sie muß gut bei euch verdienen.«

»Nicht bei uns, John.«

»Hat sie einen so tollen Job?«

»Ja, sie ist selbständig.«

»Was macht sie denn?«

Der Russe grinste etwas verzerrt. »Es ist ein Job, den man vornehm umschreiben kann…«

»Meine Güte, stell dich doch nicht so an! Rück schon raus mit der Sprache!« Mir kam es vor, als wolle der Russe einen Rückzieher machen.

»Coleen Ashley ist ein Callgirl.«

Ich schluckte. Das war in der Tat eine Überraschung. Mir fielen sofort die alten Skandale ein. Wer als Callgirl den richtigen Kundenkreis besaß, konnte verdammt viele Informationen erlangen. Ich blickte noch einmal an der Fassade hoch und sagte dann: »Nun ja, schlecht scheint sie nicht zu verdienen. Weißt du etwas über ihren Kundenstamm?«

Wladimir nickte zögernd. »Ich hatte mich zuvor informiert. Die

Kunden gehören ja nicht gerade zu den ärmsten.«

»Sind auch Politiker darunter?«

»Möglich. Man sagt, bei ihr sei die halbe Welt zu Gast. Das ist sicherlich übertrieben, aber…«

»Dann ist diese Dame kein Schläfer oder keine Schläferin!« hielt ich ihm sofort vor.

»Nein, nicht direkt«, gab er zu. »Sie ist aktiv, gibt Meldungen durch. Aber du brauchst keine Sorge zu haben. Hohe Politiker dieses Landes gehören wohl nicht zu ihren Kunden.«

Ich legte meinem Freund eine Hand auf die Schulter. »Weißt du, Wladimir, du bist so herrlich menschlich, denn auch du kannst nicht über deinen eigenen Schatten springen.«

»Glaubst du mir nicht.«

Ich bekam große Augen. »Doch, mein Lieber, doch. Allerdings nur die Hälfte.«

»Das ist dein Problem.«

»Aber ich möchte mir die Dame trotzdem anschauen.«

»Dagegen habe ich nichts.«

Etwas unwohl war ihm schon, als wir den Wagen verlassen hatten und auf den Eingang dieses außergewöhnlichen Hauses zuschritten.

Der breite Glaseingang bestand aus einem spitzwinklig zusammenlaufenden, erkerartigen Glasvorbau. Die Tür an der rechten der beiden Seiten war verschlossen. Ein Klingelbrett aus Aluminium wies eine Liste der Bewohner auf. Coleen Ashley wohnte in der ersten Etage. Unter den aufgeführten Namen schimmerten die Rillen eines Lautsprechers.

Wladimir schellte. Wie mußten einige Momente warten, bevor sich die Stimme meldete. Selbst die Lautsprecherrillen konnten den etwas lockenden und leicht rauchigen Klang nicht verdecken.

»Ja bitte.«

Wladimir Golenkow sprach ein Codewort. Er sagte es sehr schnell, zudem auf Russisch, und ich konnte nichts verstehen. Noch immer kam er mir sehr verlegen vor.

Eine Antwort gab Coleen nicht. Statt dessen ertönte der Summer, wir konnten die Tür öffnen.

Der Hausflur war auch etwas Besonderes. Heller Marmor herrschte vor, hinzu kamen die ebenfalls hellen Wände. Als Kontrast schimmerten die Türen der Wohnungen in einem warmen Rot. Wir mußten hoch in die erste Etage.

Auf den Lift verzichteten wir. Durch einen gläsernen Schacht fuhr er in die oberen Etagen.

Die Stufen glänzten. Die Bewohner dieses Hauses mußten eine zuverlässige Putzfrau beschäftigen. In der ersten Etage sahen wir einen breiten, verwinkelten Flur, so daß die beiden Wohnungsinhaber

sich nicht in die Zimmer schauen konnten, wenn die Türen offenstanden.

Wir mußten zur rechten Tür. Auch sie war in einem warmen Rotton gehalten, nicht glatt an der Außenfläche. Ein vorstehender Leisten zeichnete ein hochkant stehendes Rechteck nach.

Ich hatte Wladimir Golenkow vorgehen lassen. Als er abermals schellen wollte, wurde die Tür geöffnet. Eine flüsternde Stimme sprach ihn in seiner Heimatsprache an.

Er gab die Antwort ebenfalls in Russisch. Dann betrat er die Wohnung, ich ging hinter ihm her.

Die Frau erschrak. Für einen Moment verlor sie die Gesichtsfarbe.

Der Arm kam in die Höhe. Es sah so aus, als wollte sie die Hand gegen den Mund pressen, auf halber Strecke aber verharrte sie.

Coleen Ashly sah gut aus. Gut und wild. Ein silberblond gefärbter Tiger mit einer unordentlich gekämmten Mähne. Das Gesicht zeigte eine blasse Schminke. Die Nägel der langen, beringten Finger waren mit dünnem Lack in den unterschiedlichsten Farben angestrichen worden, stets jedoch herrschte ein silbriger Grundton vor.

Coleen trug einen Hausanzug der schwarze und silbrige Streifen zeigte. Er saß so eng, als wäre er ihr direkt auf die Haut gemalt worden. Ihre schlanken Füße steckten in hochhackigen Pumps, deren Leder auch silbrig schimmerte.

Sie starrte uns an. Die Angst verging nur allmählich, als mich Wladimir als einen englischen Freund vorgestellt hatte.

»Dann, bitte, kommt herein…«

»Nach dir, Mädchen.«

Coleen ging vor. Ihr Schritt hatte etwas Raubtierhaftes an sich.

Wenn sie ein Bein vorsetzte, bewegte sich der gesamte Körper. Diese Frau strahlte einen klassischen Sex aus. Durch den Flur erreichten wir den Wohnraum. Mir fiel das runde Bett auf, auf dem sich zahlreiche bunte Kissen verteilten. Auf einem lag eine Tigerkatze, die müde miaute, als sie uns sah und dann weiterschlief. Mir gefiel das Bett nicht besonders. Vielleicht lag es auch an dem gestreiften Bezug, dessen Muster der Hosenanzug wiederholte.

Die Sitzgarnitur bestand aus weißem Stoff. Als wir unsere Plätze eingenommen hatten, schob Coleen einen Barwagen heran. Ich nahm keinen Whisky, sondern einen Bitter Lemon. Sie brauchte einen Schluck. Gelenkow wollte nichts.

Mit beiden Händen umklammerte sie das Glas. Ihr Blick flackerte.

Meiner glitt durch die Wohnung, dessen Wände mit hellem Holz getäfelt waren. An einigen Stellen hingen farbige Grafiken und lockerten das doch strenge Weiß auf.

»Mit euch habe ich wirklich nicht gerechnet«, flüsterte sie. »Es… es tut mir leid.«

»Wir mußten kommen«, sagte Wladimir. Dann nickte er und sprach über ein anderes Thema. »Du hast eine tolle Wohnung.«

»Ja, sie war teuer.«

»Wohnst du zur Miete?«

»Sicher.«

»Und die Kundschaft?«

»Du weißt, ich habe meine Stammgaste, aber es gibt nichts Neues. Alles ist ruhig.«

»Wie viele Zimmer gehören noch zu der Wohnung?«

Sie nickte. »Ein Bad, dann eine Dusche und die kleine Küche. Ach ja, der Schlafraum ist auch getrennt.«

»Gehört hast du noch nichts?«

Coleen nahm einen Schluck, bevor sie den Kopf senkte. »Möglicherweise schon.«

»Hat man dich angerufen?«

»So ist es. Eine Stimme sagte, daß die Zeit reif sei. Es ist nach zwanzig Jahren endlich Zeit, aufzuräumen.«

»Wer war der Anrufer?«

»Ich kannte ihn nicht.« Sie stellte das fast leere Glas weg. »Außerdem habe ich ihn nicht ernst genommen.«

»Das wissen wir, sonst hättest du dich in der Zentrale gemeldet. Ivan Siebel tat es.«

»Ja und?«

»Jetzt ist er tot!«

Das mußte sie verkraften. Coleen wurde bleich. Gespielt war dieses Gefühl bestimmt nicht. Sie hatte angst, das sah ich ihr deutlich an. Die Nachricht hatte sie überrascht. Hastig trank sie den Rest Whisky und schaute mich an.

»Er wurde erschossen!« fügte ich hinzu.

Coleen schaute gegen das große Fenster. »Heißt das, daß die vier Schläfer auf der Liste stehen?«

»Es sieht danach aus«, gab Golenkow zu. »Deshalb sind wir auch gekommen. Wir wollen dich und die beiden anderen schützen.«

Sie lachte, lehnte sich zurück, und zwei gespreizte Hände strichen von unten nach oben durch die Mähne. »Schützen ist gut, wirklich. Ihr könnt nicht überall sein.«

»Das stimmt«, gab der Russe zu. »Vielleicht weißt du trotzdem mehr. Erinnere dich an die Stimme.«

»Die klang fremd.«

»Mehr nicht?«

Sie hob die Schultern und schaute dann auf ihre bunten Nägel. »Irgendwie auch neutral. Es war für mich nicht feststellbar, ob es sich dabei um einen Mann oder eine Frau handelte.« Sie hatte schnell gesprochen und stand hastig auf. »Bitte, ich muß mich entschuldigen.«

»Natürlich.«
Hastig lief sie durch den Raum und öffnete eine Tür neben dem weißen Regal. Erst als sie zugedrückt worden war, sprach Wladimir Golenkow mich an.
»Ist dir etwas aufgefallen, John?«
»Natürlich. Der Anruf. Und ich frage mich, seit wann lebende Wasserleichen sprechen können?«
»Eben.«
»Wir können davon ausgehen, daß der Zombie nicht allein ist. Er muß zumindest einen Helfer haben.«
»Ja, das stimmt.« Nickend blickte der Russe gegen die große Fensterscheibe. »Aber wer, zum Teufel, ist dieser Helfer, John?«
»Keine Ahnung. Du hast den Namen Teufel erwähnt. Vielleicht ist es Asmodis.«
Golenkow lachte nicht. Er wußte selbst, welch harte Kämpfe es schon zwischen dem Teufel und mir gegeben hatte. Er dachte weiter und auch wie ein Abwehrmann. »Verrat, John. Es muß einfach einen Verräter geben. Leider habe ich nicht die Spur eines Verdachts.«
»Vier Schläfer. Einer ist tot, der zweite oder die zweite befindet sich in der Nähe. Was ist mit den anderen beiden?«
»Die müssen wir nicht aufsuchen.«
»Und Coleen allein lassen?«
»Willst du sie mitnehmen?«
»Es wäre nicht die schlechteste Möglichkeit.«
Ich hob die Schultern und stand auf, weil ich das Telefon entdeckt hatte. Mir war zudem eingefallen, daß ich Suko noch sprechen mußte. Als ich im Büro anrief, meldete sich Glenda. Sie war froh, meine Stimme zu hören und berichtete, was Suko widerfahren war.
Obwohl ich den Zeugen persönlich nicht gekannt hatte, erschütterte mich sein Tod doch sehr. Glenda erklärte mir auch, daß es Suko nicht gelungen war, den Mörder zu stellen.
»Was hat er denn vor?«
»Das kann ich dir auch nicht sagen. Jedenfalls ist er noch nicht zurück. Vielleicht hält er sich noch unten am Fluß auf.«
»Das ist möglich.«
»Was willst du machen?«
»Ich kann es nicht sagen, aber ich werde mich wieder melden.«
»Ich bleibe im Büro.«
Coleen war mittlerweile zurückgekehrt. Make-up hatte die Blässe ihres Gesichts vertuscht. Sie schaute mich an. Auf den Augenpartien glitzerte Silberpuder. »Ihnen ist sicherlich klar, daß sie sich in Gefahr befinden!«
»Jetzt schon.«
»Dann kommen Sie besser mit uns.«

Sie erschrak und trat einen Schritt zurück. »Wo… wohin denn?«
»Wir müssen die anderen Schläfer noch warnen. Sie sind erst die zweite auf der Liste.«
Coleen überlegte und zwinkerte mit den Augenlidern. »Ich weiß nicht«, flüsterte sie, »ob ich das möchte.« Dann schüttelte sie den Kopf. »Nein, ich möchte doch lieber hier in meiner Wohnung bleiben. Es ist Tag, und ich glaube nicht, daß der Mörder kommen wird. Anders sieht es bei Dunkelheit aus. Da hätte ich nichts dagegen, wenn ich beschützt werde.«
»Erwartest du noch einen Kunden?« fragte Wladimir.
»Auch das. Aber erst gegen Nachmittag.« Sie lächelte etwas verlegen. »Er ist ein Gast, auf den ich eigentlich nicht verzichten möchte. Schließlich hat er einen Teil der Miete hier übernommen.«
»Das Geld arbeitest du ab«, fügte Wladimir sarkastisch hinzu.
»Nun ja, es ist dein Bier.« Er stand auf. »Jedenfalls weißt du Bescheid. Paß höllisch auf, Mädchen.«
Coleen lächelte wieder. »Der Kunde ist bestimmt nicht der Killer. Dafür lege ich meine Hand ins Feuer.«
»Willst du einen Namen sagen?«
»Nur unter Druck.«
»Okay, das verstehe ich. Gib auf dich acht, Mädchen.«
»Moment noch«, sagte sie. »Ist meine Tarnung jetzt aufgehoben?«
»Wie kommst du darauf?«
»Schon gut.«
Wir verließen die Wohnung. Im Hausflur, ich hatte noch immer den Duft des Parfüms in der Nase, fragte mich Wladimir. »Was hältst du von ihr?«
»Ein Luxusgirl, das irgendwann das große Jammern bekommen wird, wenn es älter wird.«
»Das sehe ich auch so.«
»Wer ist der nächste auf der Liste?«
»Ein Mann namens Doug List.«
»Hört sich auch nicht russisch an.«
Golenkow lächelte. »Wir haben den Leuten eben eine gute Tarnung gegeben. Das gehört schließlich zum Job.«
Da hatte er recht. Wir machten es nicht anders. Als wir wieder im Wagen saßen, stand Coleen am Fenster und schaute hinab. Sie bewegte sich nicht und wirkte dort, als sei sie eingefroren. Da ich nicht startete, wurde Wladimir mißtrauisch.
»Hast du was?«
»Kann sein. Mir gefällt sie irgendwie nicht.«
»Der Geschmack ist verschieden…«
»So meine ich das nicht. Sie hat sehr wenig Furcht gezeigt. Mir kam es vor, als wüßte sie schon Bescheid.«

»Das kann sie. Vielleicht hat Siebel sie angerufen.« Er schlug gegen das Handschuhfach. »Laß uns fahren, Kumpel. Die beiden anderen müssen gewarnt werden.«
»Wie du meinst.«
Wir rollten an. Es hatte selten Fälle gegeben, die mir so wenig gefielen wie dieser hier. Da gab es einen Zombie, okay, das war mein Job, ihn zu fangen. Mehr aber auch nicht. Ich irrte durch die Gegend wie ein aufgescheuchtes Huhn.
Wladimir Golenkow hatte meine Gedanken erraten, und ich vernahm sein Lachen. »John, was wir machen, ist Agentenlos und eben der Unterschied zu unserem großen Kollegen James Bond.«
»Scheint mir auch so. Aber weißt du was. Bevor ich so etwas mache, ist mir noch jemand lieber, der sich Gigantus nennt.«
»Nein, Freund, den vergiß mal sehr schnell. Das Kapitel liegt glücklicherweise hinter uns…«[1]

***

Einige Hafenarbeiter hatten schon geschaut und sogar spöttische Bemerkungen gemacht, als sie den Mann mit den beiden Preßluftflaschen und dem hellen Neopren-Anzug sahen, der bei nicht eben warmen Temperaturen in die Themse steigen wollte, aber daraus hatte sich Suko nichts gemacht. Er wußte genau, was er tun mußte.
Innerhalb einer Stunde hatte er sich die Dinge besorgt, die wichtig waren, und sich auch mit der Hafenpolizei abgesprochen, die ein Boot geschickt hatten.
Es ankerte einige Yards vom Ufer entfernt, wo es nicht so flach war. Der Commander kam zu Suko, als dieser dabei war, sich die Schwimmflossen überzustreifen.
Der Mann hieß Yale, war drahtig, noch ziemlich jung und hatte den Blick eines Falken.
»Ist etwas nicht in Ordnung?« fragte Suko und schob das hinderliche Mundstück vorerst zur Seite.
»Was meinen sie damit?«
»Sie sehen mich so prüfend an.«
»Nun ja, freiwillig taucht heute selten jemand in den Fluß. Es sei denn, er ist Taucher und arbeitete bei den Spezialunternehmen.«
Suko hob die Schultern. »Was wollen Sie? Taucher und Polizisten haben einiges gemeinsam. Man sieht sie nur selten. Zumeist sind sie untergetaucht.«
Das Lachen des Mannes klang etwas krächzend, den Spaß hatte er wohl nicht begriffen.
Suko deutete auf die Aktentasche, die Yale bei sich trug. »Haben Sie etwas mitgebracht?«
»Ja und nein. Wir haben nichts gefunden. Es ist in den Akten nichts

überliefert worden, wenn ich das mal so sagen darf. Ob an dieser Stelle ein Schiff gesunken ist, konnten wir nicht feststellen. Wenn es tatsächlich so lange her ist, wie Sie sagen, dann muß der Vorgang längst verjährt sein. Zuviel Zeit ist vergangen.«

»Das ist wohl so.«

Yale trat verlegen von einem Fuß auf den anderen. »Darf ich Sie trotzdem noch einmal fragen, was Sie auf dem Grund des Flusses suchen?«

»Ein gesunkenes Schiff – möglicherweise. Ich kann aber auch nichts finden. Das ist alles etwas schwierig.«

»Und Sie werden auch weiterhin auf eine Begleitung verzichten, Inspektor?«

»So ist es. Ich kann übrigens tauchen. Es ist nicht mein erster Einsatz, wenn Sie das beruhigt.«

»Schon gut.« Yale grüßte, machte kehrt und wurde wieder zum Boot zurückgerudert.

Suko aber näherte sich dem Ufer. Er selbst fühlte sich nicht wohl in seiner Haut. Möglicherweise lief er auch einem Hirngespinst nach, aber er konnte sich einfach nicht vorstellen, daß der grünlich schimmernde Zombie, von dem der Zeuge gesprochen hatte, tagsüber durch London irrte. Er hätte bei seinem Aussehen zuviel Aufmerksamkeit erregt. Also mußte er sich versteckt halten.

Die Tiefe des Flusses und der Schlamm des Grundes konnten als ideale Verstecke gelten.

Noch einmal überprüfte Suko seine starke Unterwasserleuchte. Er hatte sie vorn am Gürtel eingehakt, ebenso wie das lange Tauchermesser mit der zweischneidigen Klinge.

Seine magischen Waffen würden ihm kaum etwas nutzen. Die Beretta schoß unter Wasser nicht, die Peitsche konnte er ebenfalls vergessen und auch den Stab, der erst aktiviert wurde, wenn Suko dazu ein bestimmtes Wort rief. Das war unter Wasser nicht möglich.

Über dem Fluß lag der Dunst. Er hatte sich im Laufe der letzten Stunden noch verstärkt. Die Tage des sonnigen Herbstwetters waren vorerst vorbei. Tiefliegende Wolken brachten Dunst und Feuchtigkeit in die Stadt. Es war nur noch eine Frage der Zeit, wann die ersten Tropfen fallen würden. Das gegenüberliegende Ufer konnte Suko nicht klar erkennen. Die Umrisse verschwammen im Dunst.

Sie wirkten so, als hätte jemand einen Kübel mit dünner Watte über sie geleert.

Wegen der Schwimmflossen wirkten seine Bewegungen unbeholfen, als er sich über das steinige Ufer bewegte. Wenn große Schiffe vorbeiglitten, umspülten die ihnen folgenden Heckwellen auch den mit Rasen bewachsenen Randstreifen.

Suko stieg ins Wasser. Er ging wie eine Ente und schaukelte dabei

auch mit den Schultern.
Vom Boot her behielt man ihn unter Beobachtung. Die gesamte Mannschaft stand an Deck und schaute rüber.
Suko winkte noch einmal, bevor er in die Hocke ging und gegen die quer anlaufenden Wellen anschwamm. Das Mundstück steckte zwischen den Lippen, die Taucherbrille saß korrekt wie die dünne Kapuze aus Neopren faltenlos.
Er hatte sich auch an das Einatmen der Preßluft gewöhnt. Das Gemisch reichte für eine Stunde sicher aus.
Mit einer Rolle vorwärts verschwand er vor den Augen der beobachtenden Beamten. Yale schüttelte den Kopf und drehte sich um.
»Dieser Mensch hat nicht alle Tassen im Schrank«, sagte er leise.
»Was will der da unten finden?«
Einer seiner Leute gab die Antwort. »Sir, ich weiß, wer dieser Inspektor ist. Er und sein Kollege Sinclair sind bekannte Größen beim Yard. Die jagen Dämonen oder so etwas.«
»Das weiß ich doch. Aber glauben Sie im Ernst, daß er dort unten lebende Wasserleichen findet?«
Das Lachen der Beamten hörte sich an, als hätten sie extra ein Kommando bekommen.
Yale gab noch einige Anweisungen. »Sie halten auf jeden Fall den Fluß und auch die mit einer Boje markierten Stellen unter Kontrolle.«
»Geht klar, Sir!«
Wo Sukos Ansicht nach der Zombie aus dem Wasser gestiegen war, schwamm tatsächlich eine hellgelbe Boje.
Tief unter ihr befand sich Suko. Er war längst in der grauen Themse verschwunden und tauchte dem Grund entgegen. Auch vom Schiff her konnte er noch gesehen werden, da der Strahl der eingeschalteten Lampe noch als sich ausbreitender Reflex dicht unter dem Wasserspiegel tanzte.
Doch auch er wurde dünn und dünner, war schließlich nicht mehr zu sehen, und Suko hatte den Grund des Flusses fast erreicht.
Er bewegte sich etwa einen Yard darüber hinweg. Wenn er den hellen und breiten Lichtarm in die Tiefe richtete, so strich dieser über eine wellige Formation aus Schlamm, Steinen, Algen und Müll hinweg. Ein Wunder, daß sich dort überhaupt Fische hielten, die Suko erstaunt anglotzten und dann blitzschnell verschwanden.
Die Themse war zur Kloake geworden und diente der Müllentsorgung. Suko sah zwei alte Autowracks, von denen nur die Dächer aus dem Dreck hervorschauten.
Bei seiner ersten Inspektion hatte der Inspektor nichts gefunden.
Also schwamm er einen Kreis. Selbst er war skeptisch, den Zombie zu finden. Wenn er sich tatsächlich hier unten aufhielt, dann vielleicht in einem Versteck, in einem Autowrack.

Suko schwamm im Kreis. Manchmal huschte ein großer Schatten über ihn hinweg. Auf der Themse herrschte reger Schiffsverkehr.

Der erste Kreis hatte nichts gebracht. Den nächsten legte Suko größer an und ließ die Unterwasserleuchte eingeschaltet. Er suchte Autowracks ab, entdeckte aber niemanden.

Anderer Müll schälte sich aus dem schmutzigen Wasser hervor.

Sogar eine Schubkarre entdeckte er, die zwischen nassen und schweren Lumpen ein trauriges Dasein fristete.

Wie ein langer Fisch glitt der Inspektor über Zeugen der Wegwerfgesellschaft hinweg.

Er atmete ruhig und gleichmäßig. Der Wasserdruck ließ sich noch gut aushalten, nur ärgerte er sich über die verschmutzte Flüssigkeit, gegen die selbst die lichtstarke Lampe zu kämpfen hatte.

Dennoch traf der Strahl auf ein neues Ziel. Der breite, schwammige helle Kreis erwischte einen Gegenstand, der schräg im Schlamm steckte. Zuerst dachte Suko an irgendeinen Eisenklotz, bis er beim Heranschwimmen feststellte, daß sein Strahl die Außenwand eines gesunkenen Bootes getroffen hatte.

War er am Ziel?

Noch konnte er nichts sagen. Er näherte sich dem Boot mit einigen Beinstößen und konnte sehr bald mit der Hand über die Bordwand tasten. Das Boot war beim Sinken gekippt. Es steckte mit dem Bug tief im Schlamm. Dabei war es noch auf die rechte, die Steuerbordseite weggekippt. Da Suko sich dem Boot von der anderen Seite her näherte, konnte er von den Aufbauten nicht viel erkennen.

Er schraubte sich an der Wand hoch, sah die Reling als algenüberzogene, rostige Stangen. Geschmeidig glitt der Inspektor über das Hindernis hinweg und schwebte wenig später über dem Deck des gesunkenen Schiffes. Er sah die Aufbauten, die hier in der Tiefe ungewöhnlich verfremdet und auch kompakt wirkten, als würden die einzelnen Teile ineinanderfließen.

Suko schwamm über das Boot hinweg. Es war relativ groß, kein kleiner Flitzer. Ein Niedergang führte in seinen Bauch hinein. Dem folgte Suko nicht, denn etwas anderes war in den Strahl seiner Lampe geraten.

Ein Loch im Deck.

Sehr groß, keine Luke oder Öffnung, sondern herausgefetzt, kraterartig, wie bei einer Explosion.

Dieser unnatürliche Zugang erregte Sukos Mißtrauen. Er wollte sich nicht als Fachmann für Explosionen ansehen, aber dieses im Metall steckende Loch mit den gezackten Rändern erweckte sein Mißtrauen.

Er leuchtete die Innenränder ab, wo es keine blanken Stellen mehr gab. Dafür konnte er den dicken Rost und die fettig wirkende Algenschmiere mit den Fingern abwischen.

Wie lange lag der Kahn auf dem Grund?
Zehn Jahre, zwanzig oder mehr?
Dieser versunkene Kahn interessierte den Inspektor ungemein. Er konnte den Grund selbst nicht sagen, jedenfalls hatte er das Gefühl, als stünde dieses Schiff in einem unmittelbaren Zusammenhang mit seinem Zombie-Fall, obgleich er die Gestalt der lebenden Wasserleiche bisher noch nicht gesehen hatte.
Suko schwamm zunächst das Deck ab. Er suchte nach weiteren Spuren, die auf die Existenz der lebenden Wasserleiche hindeuteten, aber da war nichts zu machen.
Vor dem Niedergang trat er Wasser. Zunächst leuchtete er hinein.
Trotz seiner Lichtstärke erreichte der Strahl nicht den Grund. Das Wasser verschluckte ihn zwischendurch und ließ nur mehr eine schaukelnde, helle Insel zurück.
Bevor er in die Tiefe des Bootskörpers stieß, schaute er sich noch um. Von einem oder mehreren Gegnern war nichts zu sehen. Suko kam sich hier unten vor wie der einsamste Mensch auf der Welt, obwohl über ihm der Schatten eines Schiffes hinwegglitt.
Mit einer Rolle vorwärts brachte er sich in die richtige Position.
Über die Stufen des Niedergangs hinweg glitt er in den Bauch des alten Schiffes.
Zum erstenmal merkte er, daß sich Strudel gebildet hatten. Sie wirbelten durch die Öffnungen und drehten sich in den wassergefüllten Kabinen unterhalb des Decks.
Der Kahn war relativ groß und bot nicht nur einer Person Platz.
Fünf Menschen hätten sich bequem auf ihm wohl fühlen können.
Suko befand sich am Beginn eines nicht allzu langen, jedoch breiten Kabinengangs, von dem einige Kajütentüren abzweigten.
Zwei standen offen. Das heißt, sie hingen schief in den Angeln und waren gekippt. Das Wasser hatte das Holz längst morsch werden lassen. Es war nicht härter als durchweichte Pappe.
Suko leuchtete in die erste Kabine hinein, entdeckte noch den kleinen festgeschraubten Tisch, auch die beiden stuhlartigen Hocker und die schmale Sitzbank.
Kein Skelett, keine aufgedunsene Wasserleiche.
In der zweiten Kabine – sie war noch enger als die erste – erging es ihm ebenso.
Blieb die dritte.
Deren Tür war verschlossen. Sie bestand auch aus einem anderen Material. Das merkte Suko, als er mit der Hand über sie hinwegstrich. Sie mußte aus Metall sein.
Es war nicht einfach, sie aufzuziehen. Suko setzte viel Kraft ein, stemmte sich mit beiden Beinen gegen den Boden und bekam sie zur Hälfte auf.

Um in die Kabine zu gelangen, mußte er einen kleinen Bogen schwimmen.
Dazu kam es nicht.
Das Wasser, das auch die andere Kabine gefüllt hatte und jetzt in Bewegung geraten war, schwemmte etwas hervor.
Zuerst dachte Suko an ein Stück Holz, bis er genauer hinsah.
Das war kein Holz, es war ein Unterarm mit Hand!

***

Ivan Siebel hatte in einer trostlosen Gegend gewohnt. Coleen Ashley lebte im Luxus, und ich war gespannt, wie der dritte im Bunde, Doug List, sein Zuhause eingerichtet hatte.
Wir waren nicht auf direktem Wege zu ihm gefahren. Wladimir Golenkow hatte einen wahren Heißhunger auf Hamburger verspürt.
Die bekam er in Moskau nicht.
Also hatten wir angehalten. Drei waren in Golenkows Magen verschwunden.
Während er aß und trank, hatte ich mit dem Büro telefoniert und von Glenda erfahren, daß mein Freund und Kollege Suko zu einer Tauchstation gestartet war. Suko besaß die Hoffnung, die lebende Wasserleiche an einer bestimmten Stelle der Themse finden zu können.
Vielleicht hatte er mehr Glück als wir.
Gesättigt hatte Wladimir wieder neben mir Platz genommen. Auf seinen Lippen lag zudem ein glückliches Lächeln.
»Bist du wirklich so scharf auf Hamburger?« fragte ich noch einmal bei ihm nach.
»Und wie.«
»Wenn du hier wohnen würdest, hingen sie dir bald zu den Ohren raus, das glaub mir mal.«
»Kann sein. Jedenfalls genieße ich noch und fühle mich auch wieder besser.«
Der Weg führte uns in den Londoner Osten, nach Notting Hill.
Einen Vorteil hatte der Fall. Der Russe lernte so einen Teil meiner Stadt kennen und genoß die Fahrt auch, denn er schaute sehr oft aus dem Fenster. In der Swamscombe Road wohnte Douglas List. Es war eine Sackgasse, wie wir beim Einfahren erkannten.
Hier lebten Familien in kleinen Häusern. Bei den meisten stand Gartenarbeit als Hobby Nummer eins im Vordergrund. Alles wirkte sehr gepflegt, obwohl die Häuser schon einige Jahre auf dem Buckel hatten.
Fast am Ende der Straße fanden wir das Haus. Es war hell gestrichen. Die neue Farbe konnten wir fast riechen. Vor dem Haus ließ ich den Rover ausrollen. Parkplatzprobleme gab es hier nicht. Ein

Lebensmittelwagen stand gegenüber. Drei Frauen kauften bei einem dunkelhäutigen Kaufmann Gemüse und Milch ein.

Nichts geht über Tarnung. Vor allen Dingen bei Agenten. Und List hatte es verstanden, sich hervorragend zu tarnen, wenn er in einer derartigen Gegend lebte.

»Er ist übrigens Witwer«, sagte Wladimir beim Aussteigen. »Seine Frau starb vor drei Jahren.«

»Dann gehört er nicht mehr zu den jüngsten Schläfern.«

»Die Sechzig hat er überschritten.«

Ich grinste. »Ihr habt eure Eisen überall, nicht?«

Golenkow hob die Schultern. »Jedenfalls soll man sie schmieden, solange sie noch heiß sind.«

»Das stimmt.«

Wir standen vor dem Zaun des Vorgartens. Er war weiß gestrichen und roch ebenfalls noch nach Farbe. Das kleine Tor befand sich in der Mitte. Einen Riegel entdeckten wir ebensowenig wie ein Klingelschild. Ich warf einen Blick über den Zaun hinweg in den Vorgarten, der sehr gepflegt wirkte. Die Beete waren angelegt, wie mit dem Lineal gezogen. Kein Unkraut schaute aus dem Boden. Wer hier den Garten pflegte, hatte Zeit.

Der Riegel saß innen. Ich schob ihn zurück und konnte das Tor aufstoßen, Wladimir ging hinter mir über den plattierten Weg. Im Haus schlug ein Hund an, der nach einigen Bellversuchen allerdings verstummte. In der Haustürnische blieb ich stehen, suchte die Klingel, fand sie ziemlich tief im Gemäuer und wollte den Knopf drücken, als ich hinter mir Golenkows Stimme hörte.

»Ah, da bist du ja, mein Lieber.«

Ich drehte mich um.

Der Mann ging gebückt, als hätte er eine schwere Last zu tragen.

Er schaute dabei zu Boden, als hätte er Furcht davor, über irgendein Hindernis zu stolpern.

»Ja bitte«, sagte er und hob seinen Kopf an.

Wladimir sprach wieder das Kennwort in seiner Heimatsprache aus. Doug List erschrak. Übergangslos begann er zu zittern. »Ist es soweit?« flüsterte er.

»Was soll soweit sein?«

»Daß ich jetzt gebraucht werde.«

»Nein, keine Sorge, es geht um andere Dinge, Towaritsch.«

List wischte seine Handfläche am rauhen Stoff der Hose ab und schaute mich an.

»Er ist ein Freund«, sagte, Golenkow.

»Gut.« Der Mann nickte. »Wie kann ich euch helfen?«

»Es ist schwer.«

Hastig wehrte List ab. Er trug einen alten Hut auf dem Kopf. »Bitte

keine Probleme mehr. Ich kann nichts machen. Ich habe die Sechzig überschritten. Andere gehen in Pension.«

»Agenten werden nie in den Ruhestand versetzt«, erwiderte der Russe.

Er nickte traurig. »Das ist wohl leider so.« Dann rückte er seinen Hut nach hinten und zeigte eine faltige Stirn. »Also gut, worum geht es genau?«

»Um dich!«

»Das verstehe ich nicht…«

»Hast du keinen Anruf bekommen?«

List lachte. »Wer sollte mich schon anrufen? Meine Frau ist tot. Ich habe hier meinen Garten, mein geregeltes Leben, meine Ruhe…«

»Die sehr schnell unterbrochen werden kann«, sagte Golenkow.

»Die Vergangenheit ist dabei, dich einzuholen.«

List hielt eine Harke in der Hand. Jetzt stellte er das Gerät zur Seite. Übervorsichtig fast lehnte er sie gegen die Hauswand. »Was hast du da gesagt?« murmelte er. Mich nahm er überhaupt nicht zu Kenntnis. Vielleicht hielt er mich für einen Assistenten des Russen.

»Die Vergangenheit kehrt zurück«, präzisierte Golenkow.

»Inwiefern?«

»Zwanzig Jahre sind es her. Die anderen von euch hat man angerufen. Dich aber nicht…«

»Nein.«

»Wahrscheinlich hat jemand die Sprengung überlebt.«

Doug List atmete tief ein. »Überlebt?« hauchte er. »Verdammt, das ist unmöglich. Wir haben…«

»Ihr habt es gut gemacht, aber nicht gut genug. Einer ist bereits umgebracht worden. Ivan Siebel.«

»Jetzt habt ihr Furcht davor, daß ich der nächste auf der Liste bin – oder?«

»Richtig.«

Müde winkte der ältere Mann ab. »Weißt du, Towaritsch. Ich habe lange Jahre unter einem bestimmten Druck gelebt. Zuerst hat sich noch das Gewissen gemeldet, dann war auch das vorbei.« Er hob die Schultern. »Der Tod, gütiger Himmel, der hat für mich keine Bedeutung mehr. Verstehst du das? Ich habe meine Frau verloren, ich habe sie leiden sehen. Sie hatte Krebs. Wenn mich eine Kugel erwischt oder ein Messer, dann bin ich auf irgendeine Art und Weise froh.«

»Jeder hängt am Leben. Auch du wirst es tun. Willst du es so wegwerfen?«

»Nein.«

»Dann arbeite mit uns zusammen.«

»Was kann ich tun?«

»Nichts«, sagte Golenkow. »Es ist nur wichtig, daß du Bescheid

weißt. Ich habe dich vor dem Killer gewarnt. Er kann dich als nächsten besuchen, Douglas.«

»Wer ist es?« fragte List. Härte klang durch. Auch seine Augen hatten einen anderen Glanz bekommen.

»Einer, der überlebt hat«, sagte ich.

Er starrte mich für einen Moment fassungslos an. Dann schüttelte er den Kopf.

»Nein, das kann ich nicht glauben, das ist einfach nicht möglich. Die Sprengung hatte ausgereicht. Die sind zerfetzt worden. Sie befanden sich in einem Boot, unten in der Kabine. Wir haben die doch überrascht und in die Luft gejagt. Das Kommando war ausgereizt worden.«

Ich hob die Schultern. »Alles sieht danach aus, als wäre trotzdem ein Rest vorhanden.«

List versuchte zu grinsen. Es wurde nicht mehr als eine Grimasse.

»Dann müßte ein Toter oder die Toten zurückgekehrt sein.«

»So sehen wir das auch.«

Er holte scharf Luft. »Ist das nicht zu weit hergeholt?« fragte er langsam.

»Nein, wir haben unsere…«

Scharf winkte List ab. »Hören Sie doch auf! Das ist Unsinn, ich glaube daran nicht, fertig. Wir haben sie damals in die Luft gejagt. Da ist von ihnen nichts mehr zurückgeblieben. Ich will davon nichts hören.« Er sprach Golenkow jetzt direkt an. »Hast du verstanden, Towaritsch? Da läuft nichts mehr.«

Einem richtigen Führungsagenten hätte List diese Worte nicht sagen dürfen. Für den war die Sache erst mit dem Tod eines Mannes aus der Welt geschafft.

Aber Golenkow war gekommen, um zu warnen und nicht, um die Schläfer für Aufträge zu wecken. »Ja, es ist gut, List. Es ist alles klar. Du kannst dich zurückziehen.«

»Aus dem Geschäft?«

»Meinetwegen. Die Schläfer gibt es nicht mehr. Der Ring ist aufgelöst worden, die Zeiten haben sich geändert.«

»Danke, Towaritsch, danke.« Der Mann nickte, bevor er sich drehte und mit schlurfenden Schritten wegging. Mich schaute er nicht ein einziges Mal an. Er drückte die Haustür auf und schloß sie sehr schnell wieder.

»Fehlt noch der vierte«, sagte ich. »Wie heißt er?«

»Konev.«

»Aha. Den Namen kann ich behalten. Wo lebt er?«

»Irgendwo in einem Hochhaus, glaube ich.« Golenkow sah müde aus, das merkte auch ich.

»Was ist mit dir?«

Er blieb stehen, schaute über den Vorgarten hinweg und bog den Rücken durch. »Eigentlich ist nichts«, sagte er. »Aber ich fühle mich irgendwie kaputt. Als läge eine viel zu lange Reise hinter mir, verstehst du?«

»Ja, du brauchst Ruhe.«

»Möglich.« Er hob die Schultern. »Mir gefällt der Job nicht. Wir laufen einem Phantom nach. Es versteckt sich in einem für mich fremden Land, in dem wir…«

Ein dumpf, und gleichzeitig peitschend klingendes Geräusch unterbrach seine Stimme.

Ein Schuß!

Mir rann die Gänsehaut über den Rücken und wurde zu Eis. Auch Wladimir schaute sich um, bis sein Blick an meinen Augen hängenblieb. »War das im Haus, John?«

»Und wie!« erwiderte ich. »Komm…«

***

Wir fanden die Tür nicht nur ver-, sondern auch abgeschlossen. Wer immer den Schuß abgegeben haben mochte, grundlos war dies sicherlich nicht geschehen.

Ich dachte natürlich an Selbstmord. Der Mann hatte einen sehr deprimierten Eindruck gemacht, als würde er mit den neuen Problemen überhaupt nicht mehr zurechtkommen.

Golenkow hämmerte gegen die Tür.

»Was ist, Towarischtsch? Weshalb hast du geschossen?«

Ich nahm den einfacheren Weg und hämmerte eine Fensterscheibe ein. Die Scheibe ging klirrend zu Bruch. Durch die große Lücke schob ich meine Hand und entriegelte das Fenster von innen. Etwas knallte. Kein Schuß. Es hatte sich eher angehört, als hätte jemand eine Tür zugeschmettert.

Darauf achtete ich nicht, weil ich in das Haus stieg. Mit der Schuhsohle rutschte ich noch an der Hauswand ab. Die Beretta zeigte mit dem Lauf nach oben, als ich in einem Wohnraum stehenblieb und mich erst einmal umschaute.

Eine völlig normale Einrichtung, wie man sie bei einem älteren Menschen erwarten konnte.

Zum Glück kein Toter. Auch Wladimir kletterte durch das Fenster ins Haus. Als er im Wohnraum stand, hatte ich bereits den Flur durcheilt und war die Treppe hochgeklettert.

Oben sah ich ihn.

Er hing über dem Geländer wie ein zusammengerollter Teppich.

Kopf nach vorn, Arme nach unten. Sie pendelten noch. Sein Gesicht war bleich, die Augen groß und glanzlos. Er hatte es nicht mehr geschafft, seinem Schicksal zu entgehen. Das praktisch vor unseren

Augen.
»Verdammt, verdammt!« Die Worte drangen leise über meine Lippen. »Das ist Irrsinn.«
Wladimir sagte etwas in seiner Heimatsprache, das ich nicht verstand. Wir blieben neben dem Toten stehen. Gemeinsam befreiten wir ihn aus der Lage. Dabei sahen wir, daß ihm jemand eine Kugel in den Rücken geschossen hatte.
»Hinterrücks!« flüsterte der Russe. »Man hat ihn tatsächlich hinterrücks erschossen.« Wir legten die Leiche auf den Boden, der mit einem dünnen Teppich bespannt war.
Golenkow schaute mich an. »Wer?« fragte er leise. »Wer, John Sinclair, ist es gewesen?«
Ich spürte auf dem Rücken eine Gänsehaut. »Das kann ich dir nicht sagen. Es ist aber nicht der Zombie gewesen!«
»Wie kommst du darauf?«
»Irgendwie weiß ich es!«
»Verdammt, man hat ihn erschossen. Und der Untote ist mit zwei Revolvern bewaffnet, wie der Zeuge sagte.«
»Stimmt alles, Towaritsch. Dennoch glaube ich nicht, daß er durch London irrt und killt. Diese Gestalt ist viel zu auffällig. Ein grünlich schimmerndes Monstrum, eine lebende Leiche. Herr im Himmel, so etwas fällt verdammt auf.«
Der Russe nickte. »Du kannst recht haben. Wenn es stimmt, dann hat er einen Helfer.«
»Ja!«
Golenkow schluckte. »Weißt du eigentlich, was das bedeutet, John? Wir haben es nicht mit einem, dafür aber mit zwei Zombies zu tun. Zwei lebende Leichen, die kein Erbarmen kennen und uns das Leben schwermachen. Wie willst du da wieder herauskommen?«
»Es ist einfach. Gehen wir davon aus, daß sich jemand hier in London aufhält, der furchtbar aufräumt. Zwei Menschen hat er schon erwischt. Bleiben noch zwei.«
»Coleen Ashley und Konev, der Bulgare.«
»Ist er das?«
»Wir haben ihn so genannt. Er wurde in Sofia geboren, deshalb.«
»Ich würde an deiner Stelle beide noch einmal warnen.«
»Das mache ich auch.«
Golenkow fand das Telefon eine Etage tiefer. Als ich die Treppe hinabging, hörte ich, wie er wählte und nach einer Weile leise vor sich hinfluchte.
»Keine Verbindung bei Coleen.«
»Sie kann nicht im Haus sein.«
»Ja, auch das. Ich nehme aber an, daß sie ihren Kunden empfangen hat.«

»Sicher.«

Golenkow war gut vorbereitet. Die Telefonnummer hatte er im Kopf. Bei Konev läutete es einige Male durch, ohne daß er eine Verbindung bekommen hätte.

»Auch nicht da – oder?«

Ich sah seinen fragenden Blick und schüttelte den Kopf. »Nein, ich glaube nicht, daß er schon tot ist. Das wäre einfach zu schnell gewesen, weißt du?«

»Ja.« Er legte den Hörer wieder auf. »Ich glaube, wir sollten uns jetzt beeilen.«

»Das meine ich auch!«

Als wir das Haus verließen, hatte ich ein verdammt ungutes Gefühl. Vorwürfe stellten sich bei mir automatisch ein. Ich wurde den Verdacht einfach nicht los, irgend etwas falsch gemacht zu haben.

Aber was…?

***

Der Inspektor bewegte sich nicht. Unter der Taucherbrille hinweg starrte er auf das makabre Fundstück, das durch die offenstehende Tür geschwemmt worden war.

Nur einen halben Yard entfernt schwebte es tanzend und zitternd vor seinen Augen. Die Hand war gekrümmt und gleichzeitig die Finger gespreizt. Sie sah aus, als wollte sie nach irgendeinem Gegenstand greifen, der aber nicht vorhanden war.

Suko war viel gewohnt, doch dieser Anblick trieb auch ihm so etwas wie Übelkeit hoch.

Er bewegte die Unterwasserleuchte, die er in der rechten Hand hielt. Von unten her leuchtete er die Hand schräg an. Sie glitt genau in den breiten Lichtkegel hinein, der dem schmutzigen Wasser hier unten einen grünen Stich gab.

Und ebenso leuchtete die Hand.

Grau und gleichzeitig grün. Wie geschaffen von einem Trickspezialisten aus den Horror-Studios.

Bis dicht über den Ellbogen hinweg war der Arm abgerissen. Suko konnte sich kaum vorstellen, wer dies getan hatte. Jedenfalls ging er davon aus, daß ihn innerhalb der Kabine noch weitere Überraschungen erwarteten.

Er tauchte unter dem schwebenden Arm hinweg und drückte sich durch den Türspalt.

Die Kabine war ziemlich groß und gleichzeitig auch von einer Explosion zerrissen worden.

Im Licht der Lampe sah Suko die Löcher in den Wänden. An den Rändern eingezackte Stellen und manchmal aussehend wie Sterne, durch die dunkle Fluten drängten.

Mit seiner Vermutung hatte er recht behalten. Es gab noch einige Dinge in der Kabine, die zu dem schauerlichsten zählte, was Suko in der letzten Zeit zu sehen bekommen hatte.

Während der Explosion hatten sich die Menschen innerhalb der Kabine aufgehalten. Die Decke war nicht vorhanden, der Druck hatte sie regelrecht weggefetzt und natürlich auch die Menschen erwischt und sie auseinandergerissen.

Es war schlimm und gleichzeitig auch unerklärlich, denn alles drängte sich in dieser Kabine zusammen. Das Wasser hätte die Toten längst abtreiben müssen.

Weshalb war dies nicht geschehen?

Suko leuchtete im Kreis. Furchtbar war das bleiche, aufgedunsene Gesicht, in das der Kegel seiner Lampe fiel. Der Mund stand noch offen, die Augen ebenfalls, die Haut erinnerte an Teig. Verwest waren die Leichen nicht. Das sah der Inspektor, als er jeden Winkel der einmal geräumig gewesenen Kabine ausleuchtete.

Das also war es.

Ein gesunkenes Schiff, in dem sich Tote befanden. Das Schiff war nicht auf eine natürliche Art und Weise gesunken. Eine Explosion hatte es zerfetzt.

Dem Rost und dem Algenbewuchs nach zu urteilen, mußte es schon einige Jahre unter Wasser liegen. Er dachte wieder an den Zombie. Ihn hatte er nicht gesehen.

Drei Leichen verteilten sich in der Kabine. Vielleicht war der Zombie die vierte.

Suko wollte sich auch keine weiteren Gedanken über die einzelnen Motive machen, ihm kam es darauf an, den Zombie zu finden und ihn auch zu stoppen.

Aber wo suchen?

Auf dem gesunkenen Boot hatte er nichts von ihm entdecken können. Vielleicht diente es ihm nur als Versteck oder als Startquartier.

Von hier aus unternahm er seine grauenvollen Touren.

Suko ärgerte sich darüber, daß er nicht noch eine zweite Flasche mit Preßluft auf seinen Rücken geschnallt hatte. Seine Zeit war somit begrenzt. Aber er wollte hoch und den Kollegen von der River Police einiges erklären. Suko trat Wasser, während er sich auf der Stelle drehte. Er glitt wieder der Tür entgegen und verließ die Stätte des Grauens.

Im Gang bewegte sich das Wasser. Den halben Arm konnte er nicht mehr sehen. Er war sicherlich zu weit abgetrieben worden.

Er wunderte sich auch darüber, daß sich keine Fische mehr in der Nähe befanden. Sie schienen gespürt zu haben, was hier vorgefallen war und hatten das Weite gesucht.

Suko schwamm sehr langsam vor. Er bewegte die Arme und hatte die

Lampe wieder eingehängt. Sein Atem ging ruhig, er hatte sich ausgezeichnet unter Kontrolle.

Der Inspektor schwamm den Kabinengang durch und stieß nach oben, um durch die Luke das Deck zu erreichen.

Da passierte es.

Wo der Unheimliche gelauert hatte, war von Suko nicht einsehbar gewesen. Jedenfalls links von ihm, in einem Winkel und in dieser unter Wasser herrschenden Grabesstille.

Er war da und auch seine Hand!

Und die packte zu.

Ehe Suko etwas unternehmen konnte, spürte er den Ruck auf seinem Rücken. Es war die Klaue, die ihm mit einem brutalen Ruck die Preßluftflasche fast gelöst hätte.

Suko wälzte sich herum, lag auf dem Rücken und sah über die grünlichgraue Gestalt, die sein Blickfeld einnahm. Der zweite Griff galt dem Luftschlauch.

Die kraftvolle Bewegung riß dem Inspektor das Mundstück heraus. Es schwang taumelnd nach rechts, Blasen entlassend, die in die Höhe quirlten.

Dann war der Zombie am Mann.

Und mit ihm die Totenklauen, die sich um Sukos Kehle legten, um ihn zu erwürgen…

***

Wir suchten vier Personen. Und so verschieden wie sie waren, so unterschiedlich wohnten sie auch.

Es gibt auch in London Schrebergartenanlagen, z.B. im Südosten, wo sich auch die großen Wasserreservoire befinden, schon ziemlich nah am Stadtrand.

Twickenham, hatten wir bereits durchquert und rollten nun in Richtung Teddington. Über die Kingston Road kamen wir gut voran, aber auch ich wußte nicht, wo das Ziel genau lag.

Deshalb fragte ich.

Ein älterer Mann gab uns die Antwort. »Die Gartenanlage?« Er lachte. »Ja, die ist in der Nähe. Wollen Sie da zu einer bestimmten Person?«

»Konev heißt der Mann«, antwortete ich.

Der Rentner winkte ab und schob seine Schirmmütze zurück.

»Ach der.«

»Sie kennen ihn?«

»Wer kennt den nicht?«

»Wieso?«

Er beugte sich zum Wagen hinein. Sein rotgeädertes Gesicht füllte den Fensterumriß. Knoblauchatem streifte unser Gesicht. »Weshalb fragen Sie eigentlich?«

»Wir sind von der Versicherung«, sagte ich schnell. »Wir müssen mit dem Mann sprechen.«

»Falls er in der Lage ist.«

»Ist er krank?«

Der Rentner lachte glucksend. »So kann man es auch nennen. Ich habe aber einen anderen Ausdruck: besoffen. Der ist stinkbesoffen, glauben Sie mir.«

»Immer?« fragte ich.

»Fast immer. Nicht ohne Grund nennen sie ihn hier Mister Wodka. Der trinkt nur Wodka. Na ja, er kommt ja auch nicht von hier. Ist Emigrant, Bulgare. Was hier alles rumläuft?«

»Schon gut, Sir«, sagte ich hastig. Ich wollte nicht, daß er anfing, über Ausländer zu schimpfen. »Wenn Sie uns noch den Weg erklären würden, wie wir den Garten finden.«

Er tat es sehr langsam, fast zum Mitschreiben. Auch das Haus oder die Gartenhütte beschrieb er uns. »Sie fällt auf, weil Konev noch einen Vorbau gezimmert hat und ihn dunkelrot anstrich. So eine Art Windfang. Das Haus liegt auf freiem Gelände.«

»Danke.«

Das Gesicht des Mannes verschwand. Ich startete und hörte auf Wladimirs Worte, der mir erklärte, wie ich fahren mußte, denn er hatte sehr genau zugehört.

Wir ließen Teddington hinter uns und fuhren vor einem dunklen Waldstück rechts ab.

In der letzten halben Stunde hatte es aufgefrischt. Der Wind spielte mit den Wolken. In grauen und weißen Schichten lagen sie übereinander. Zwischendurch entdeckten wir auch Lücken, wo ein strahlendes Blau schimmerte.

Blätter taumelten dem Boden entgegen, wo sie einen bunten Teppich bildeten. Die Straßen waren längst getrocknet und die von Hecken und Bäumen geschützte Schrebergartenanlage lag wie eine Insel vor uns.

Die Einfahrt hatten wir schnell erreicht. Dahinter lag ein kleiner Parkplatz, auf dem zwei Fahrzeuge standen. Ein alter Lieferwagen und ein kleiner R 4.

Wir drehten, ich parkte den Rover rückwärts neben dem R 4.

»Dann wollen wir mal«, sagte Wladimir. Seine Stimme klang flach.

Das Gesicht des Russen hatte kantige Züge angenommen. Die Lippen bildeten einen blassen Strich.

Wind heulte uns entgegen, blies steif gegen unsere Haut. Blätter und Staub umwirbelte uns. Auf dem Boden lagen zahlreiche Eicheln, was auf einen harten Winter schließen ließ.

Sehr langsam gingen wir weiter. Ein Hauptweg zerschnitt die Anlage in zwei Hälften.

Obwohl eigentlich Pflanzzeit war, wirkte das Gebiet verlassen. Es war menschenleer.

»Die Leute scheinen keine Lust zu haben«, bemerkte mein russischer Freund. »Bei uns wäre das anders.«

»Kann sein.«

Einer schaute nach rechts, der andere nach links. Wege führten zu den einzelnen Parzellen. Wir sahen auch die Gartenlauben, die meisten waren schon kleine Häuser, aber eines mit rotem Vorbau entdeckten wir noch nicht.

Jemand kam entgegen. Er schob eine Karre vor sich her und blieb stehen, als wir ihn ansprachen.

»Wir möchten zu Konev. Wo finden wir ihn?«

Der Mann hustete, bevor er nach rechts deutete. »Den nächsten Weg müssen Sie nehmen.«

»Rechts oder links?«

»Rechts.«

»Danke.«

»Die sind hier aber muffelig«, meinte Wladimir.

»Daran kann man nichts machen.« Ich bog als erster in den Weg ein und sah das Haus mit dem Vorbau bereits nach wenigen Schritten. Das Rot des Anbaus wirkte schmutzig, als hätte sich Staub auf eine noch frische Farbe gesetzt.

Ein kleines Dach wurde von zwei Pfosten gestützt. Dahinter lag dann die Tür. Das kleine Haus selbst war aus Steinen errichtet und dann grau verputzt worden.

Fenster gab es auch. Wladimir schaute durch eines. Er drehte sich um und nickte.

»Ist er da?«

»Ich glaube schon.«

»Wieso glaubst du…?«

»Es ist dunkel. Mir scheint er auf der Couch zu liegen. Leider bewegt er sich nicht…«

Ich bekam wieder meinen Magenklumpen. »Mal den Teufel nicht an die Wand, mein Freund.«

Wladimir entdeckte eine Klingel, deren Knopf er drückte. Im Haus schrillte eine Glocke. Die hätte sogar Tote erweckt.

Konev war nicht tot. Erst nach dem zweiten langen Klingeln hörten wir ihn. Er fluchte wild, bevor er wissen wollte, wer da vor seiner Haustür stand.

Golenkow gab die Antwort. »Ich bin ein Freund aus Moskau«, rief er auf Russisch.

Danach war es still. Dafür hörten wir schlurfende Schritte. Innen drehte sich ein Schlüssel im Schloß, wenig später war die Tür offen, und der Bulgare stand vor uns.

Ich hatte Mühe, ein Grinsen zu unterdrücken. So hatte sich bestimmt niemand einen Spion oder Agenten vorgestellt. Er wirkte eher wie der Ritter von der traurigen Gestalt.

Das Haar wuchs derart strubbelig auf seinem Kopf, daß es wie die Fäden eines Mobs wirkte. Ein graues Gesicht, kleine Augen, sogar rotgeädert, die Alkoholfahne, die uns entgegenwehte, zerknitterte und auch angeschmutzte Kleidung, schäbige Schuhe mit offenen Hacken. Konev war ziemlich dick, er wirkte zudem aufgeschwemmt.

»Und nun?« fragte er.

Diesmal redeten wir Englisch. Auch Wladimir, der die Antwort gab. »Du bist in Gefahr, Konev.«

Er wischte über sein Gesicht. Dabei schien er die Falten noch mehr zu verteilen. »Ach ja?«

»Genau.«

»Kommt mir nur nicht mit Moralpredigten, die hasse ich.«

»Erinnere dich daran, daß du ein Schläfer bist. Ich hatte es dir vorhin schon gesagt.«

Der Bulgare lachte. »Das ist längst vergessen. Die Zeiten sind gestorben.«

»Nein, aber vielleicht stirbst du!«

Die Hand des Schläfers ballte sich zur Faust. »Was soll das heißen, verdammt?«

»Laß uns rein!«

Konev zögerte nicht mehr. Der letzte Satz hatte ihn nachdenklich werden lassen.

In der Bude gab es nur ein großes Zimmer, in dem es zudem widerlich stank. Nach alter Kleidung, nach Alkohol und nach Speiseresten, die auf Tellern klebten. Konev hatte sie auf der Spüle übereinandergestapelt. Eine alte Couch mit gebogener Rückenlehne, dazu der Schrank, der fast auseinanderfiel, Tisch, zwei Stühle, ein Fernsehapparat und der dazugehörige Recorder.

Direkt hinter dem Eingang lag ein kleiner Vorraum, von dem zwei schmale Türen abzweigten. Vielleicht zur Toilette und zur Dusche.

»Hier wohne ich«, sagte Konev. Er war stehengeblieben und knetete seine Hände.

»Nicht komfortabel«, meinte Golenkow.

»Ich brauche nicht viel: Wollt ihr euch setzen?«

»Gern.«

Wir entschieden uns für die Stühle. Sie sahen etwas sauberer aus, als der fleckige Couchbezug.

Auf dem alten Holztisch standen zwei Wodkaflaschen. Eine war leer, die andere fast voll.

Konev hockte auf der Couch und strich durch sein Gesicht. »Wollt ihr was trinken?«

Wir lehnten hastig ab.

»Ich bin kaputt«, flüsterte er. »Der letzte Abend hat bis zum Morgen gedauert.«

»Sie wissen nichts?« fragte ich.

»Nein. Ich will nicht gestört werden. Das Telefon habe ich abgestellt. Die sollen mich in Ruhe lassen.«

»Das machen Sie aber nicht«, sagte Golenkow.

»Willst du mich aktivieren?« fragte der Bulgare.

»Nein, nicht mehr.«

»Das ist gut. Ich hätte auch keinen Bock. Ich lebe hier. Manchmal recht, dann wieder schlecht…«

»Aber du hängst an deinem Leben, nicht?«

»Wer tut das nicht?«

»Das wollte ich nur wissen, denn ein Killer hat sich auf deine Fersen gesetzt.«

Zuerst wollte Konev abwinken, dann bekam er den Sinn der Worte richtig mit und setzte sich steif hin. »Was hast du da gesagt, ein Killer? Wieso, weshalb?«

»Es liegt lange zurück. Erinnerst du dich nicht? Ivan Siebel, Doug List und…«

»Hör auf, ich weiß Bescheid. Die Aktion damals.«

»Genau.«

»Das ist vorbei!«

»Dachten wir auch. Aber einer kam zurück. Und der hat es auf die Schläfer abgesehen. Zwei von ihnen sind schon tot. Du kannst dir vorstellen, was das bedeutet.«

Konev nickte langsam. »Ja, das kann ich«, flüsterte er. »Das kann ich sogar sehr gut.«

»Jetzt hat man dich ins Visier genommen.«

»Wer denn?«

Wir hoben beide die Schultern. »Einen Namen kann ich nicht sagen«, sprach Golenkow weiter. »Aber alles deutete darauf hin, daß dich jemand killen will, der eigentlich hätte längst tot sein müssen. Ein Monstrum, eine lebende Leiche, ein Untoter…«

Jetzt sprang Konev wirklich hoch. »Was erzählst du denn da für einen Scheißdreck. Das ist…«

»Die Wahrheit!« sagte ich trocken.

Er setzte sich wieder. Sein rechter Arm schnellte vor, die Hand griff zielsicher nach der noch gefüllten Wodkaflasche. Da sie schon geöffnet war, brauchte er sie nur zu kippen und gegen die Lippen zu drücken. Er ließ einiges von dem Zeug in seine Kehle gluckern, setzte die Flasche wieder ab, rülpste und sagte: »Mein verspätetes Frühstück.«

»Milch wäre besser gewesen«, warf ich ein.

»Davon wird mir immer übel.«

Mir war es egal. Sollte jeder nach seiner Fasson selig werden. Konev wirkte sogar ruhiger, als er fragte: »Der Killer ist also unterwegs, nicht? Und es ist ein Toter, der lebt. Habe ich euch richtig verstanden?«

»Genau.«

»Aber das gibt es nicht.« Er schüttelte den Kopf. »Ihr wollt mich hier reinlegen, verdammt.«

»Doch, es ist so.«

Konev stierte mich an. »Wer bist du überhaupt, daß du so große Reden schwingst.«

»Ein englischer Freund«, sagte Golenkow.

»Auch ein Schläfer.«

Ich nickte. »Ein kurzer.«

Der Bulgare winkte so heftig ab, daß er gegen die Flasche stieß, die fast umgekippt wäre. »Es ist mir auch egal, wer hier alles schläft oder wach ist. Ich für meinen Teil interessiere mich nicht mehr…«

»Das sollst und brauchst du auch nicht, Konev.« Golenkow redete zu ihm wie zu einem Kranken. »Alles ist okay, hat sich erledigt, bis eben auf die Kleinigkeit, daß man dich erschießen will.«

Konev tastete nach seinem Hals, als würde der dort ein Messer spüren. »Verdammt, ihr könnt einem den Tag verderben.«

»Das hatten wir nicht vor«, sagte ich.

»Gut. Und was soll ich machen?«

»Gar nichts.«

»Mich nicht verstecken oder so?«

»Nein, Konev, Sie bleiben hier. Und zwar hier in Ihrer tollen Bude. Aber nicht allein.«

»Dann seid ihr meine Schutzengel?«

»So ähnlich.«

Er fuhr mit beiden Händen durch sein graugelbes Haar und hatte eine Gänsehaut bekommen. Dann drehte er sich und schielte zum Fenster, als wäre der Killer dort aufgetaucht.

Durch die schmutzigen Scheiben war nichts zu erkennen.

»Einer von uns wird bei dir im Raum bleiben«, sagte der Russe.

»Der andere blickt sich draußen um.«

Ich wußte, daß Wladimir gern bleiben würde, nickte und erhob mich.

»Aber gib acht, daß er dich nicht erwischt!« rief Konev mir nach, als ich zur Tür ging.

»Keine Sorge. Ich habe auch am Rücken Augen.«

»Angeber.«

Den Rest hörte ich nicht mehr, weil ich die Tür schon zugeschlagen hatte.

Der Wind war zu einem leichten Sturm geworden. Von wegen

goldener Oktober, der war ziemlich unruhig und paßte mir persönlich wettermäßig überhaupt nicht.

Den Kragen der Jacke stellte ich hoch. In den Büschen und Hecken wütete der Wind. Er spielte mit den dünnen Zweigen, riß hin und wieder auch kleine Blätter ab und schleuderte sie durch die Gegend.

Viele der jungen Obstbäume hatten bereits einen Winterschutz aus Plastik bekommen. In den Gärten waren die Felder umgegraben, vom Unkraut gesäubert, vielleicht lag schon die Wintersaat.

Eine kleine Idylle, für die sich gerade in der letzten Zeit immer mehr Menschen begeisterten.

Ich hatte nicht vor, mich weit vom Haus zu entfernen und andere Gärten zu durchwandern. In der Nähe wollte ich schon bleiben und schritt um das Haus herum.

An der Rückseite war es windgeschützter. Nahe der Mauer blieb ich stehen. Geräusche drangen an meine Ohren. Über mir flog ein Clipper hinweg. Er war vom Heathrow gestartet.

Als das grollende Donnern der Düsen in der Ferne verstummt war, vernahm ich ein anderes Geräusch. Mir kam es vor, als würde irgendwo in der Nähe ein Auto vorbeifahren. Eigentlich ließen die engen Wege das nicht zu. Wenn ein Wagen durch die Anlage rollte, dann über den Hauptweg.

Minuten verstrichen. Ich konnte in den Nachbargarten schauen, da die Hecke am Ende des Grundstücks schon ziemlich dünn geworden war. Auch dort tat sich nichts. Der Garten lag in völliger Ruhe.

Ich rauchte eine Zigarette. Das kam zwar selten vor, aber ganz abgewöhnt hatte ich mir das Rauchen noch nicht. Der Mensch ist oft genug zu schwach!

Wenn ich den Rauch ausblies, zerflatterte ihn der Wind und wehte ihn davon.

Die Zeit kam mir lang vor. Einmal hörte ich im Haus ein rauhes Lachen. Der Bulgare hatte es ausgestoßen. Golenkow würde es schwer haben, ihn zu überzeugen. Es war auch nicht einfach, so etwas zu glauben.

Weil der Wind so stark wehte, umgaben mich zahlreiche Geräusche. Andere wurden verdeckt.

Vielleicht war es auch bei den Schritten so gewesen. Als ich etwas hörte, war es nur ein Ächzen – wie bei einer Tennisspielerin, die noch einmal alles in den entscheidenden Aufschlag legte.

Hier wurde kein Tennis gespielt. Gefahr lag in der Luft. Ich riß den Arm hoch und kreiselte herum.

Der Schlag traf mich trotzdem, Glücklicherweise durch den hochgerissenen Arm etwas gebremst. Die Waffe rutschte davon ab und erwischte mich irgendwo zwischen Hals und Ohr.

Ich kippte und konnte nichts dagegen tun. Irgendwo wollte ich mich

festhalten, faßte ins Leere, dann prallte ich gegen die Hauswand und sah die Gestalt in meiner Nähe.

Sie war dunkel gekleidet, zudem maskiert, und sie huschte weiter.

Ich kam nicht mehr dazu, die anderen zu warnen, denn der Erdboden zog mich an wie ein Magnet.

Groggy blieb ich liegen…

***

Ein Grab auf dem Grund der Themse!

Für manch eingefleischte Londoner oder skurrile Gestalten mochte diese erstrebenswert sein, nicht allerdings für Suko. Er konnte sich einen besseren Tod vorstellen und hatte keinerlei Beziehung zu diesem makabren Wunsch. Seine Leiche sollte nicht im Schlamm vermodern.

Doch der Zombie war stark, er besaß die Kraft der Hölle, die sich auch auf seine Hände übertrug. Sie waren zu eisenharten, kalten Klammern geworden und lagen um Sukos Kehle.

Die Finger umschnürten den Hals so eng, als wollten sie ihn zerreißen. Auch wenn es Suko möglich gewesen wäre, er hätte keine Luft mehr bekommen. Die Klauen schnürten alles ab.

Er war von unten gekommen, der Zombie von oben. Und er Untote hatte es besser.

Er drückte Suko wieder zurück, ohne überhaupt daran zu denken, den Hals loszulassen.

Der Inspektor glitt wieder in den engen Kabinengang zurück. Wieviel Zeit vergangen war, konnte er nicht sagen. Er wußte auch nicht, wie lange es ihm gelingen würde, die Luft anzuhalten, jedenfalls stand er unter einem mörderischen Druck.

Die Augen hielt er aufgerissen, das Wasser drückte dagegen. Der Herzschlag hatte sich beschleunigt. Bei jedem Schlag hämmerte es gegen die Rippen des Chinesen.

Wenn Suko in den folgenden Sekunden nichts einfiel, war er verloren. Er dachte an das Tauchermesser, es war die einzige Chance, wenn überhaupt, denn Untote sind nicht mit normalen Killern zu vergleichen.

Suko tastete nach dem Griff. Er wußte, wo er es stecken hatte und fand es sehr schnell.

Wuchtig riß er die Klinge hervor, drehte und rammte sie dann vor.

Sie traf auf Widerstand, glitt auch hindurch. Suko zog sie hervor, stieß noch einmal zu, diesmal höher.

Bei dieser Attacke wurde der Untote im Gesicht gezeichnet. Rücksicht konnte Suko nicht nehmen. Hier ging es um sein Leben.

Lockerte sich der Griff?

Als Suko die Klinge mit der Schneide gegen die beiden Handgelenke führen wollte, um sie zu kappen, ließ ihn der Untote los. Seine Hände

glitten weg, und auch er sah aus, als hätte ihn eine Woge zur Seite und gleichzeitig tiefer in den Gang hineingeschwemmt.

Das war die Chance für Suko.

Er bekam kaum noch mit, daß er reagierte. Es waren die reinen Reflexe, die der Überlebenswille diktierte. Irgendwie kam er aus dem Bauch des Schiffes und stieß der Oberfläche entgegen.

Suko bewegte die Beine automatisch. Die Schwimmbewegungen waren ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Irgendwo an der rechten Seite pendelte das Mundstück, aus dem die Preßluft als Blasenspur entwich, und Suko dachte auch nicht daran, daß sein Auftauchen Gefahren in sich barg, denn er hätte leicht mit einem Schiff kollidieren können.

Sein Kopf stieß aus dem Themsewasser.

Der Inspektor konnte es kaum fassen. Er spürte nur, wie Kälte über sein Gesicht strich, die er unter Wasser nicht gespürt hatte. Er öffnete den Mund, atmete, hustete, würgte, atmete wieder, sank unter, weil er erschöpft war, kam aber wieder hoch, die Schwimmflossen halfen ihm sehr dabei.

Wellen wuchteten heran, überschwemmten ihn, er kämpfte sich mit matten Bewegungen frei und glaubte auch, Stimmen zu hören und das Geräusch eines Bootsmotors.

Daß er die Klinge noch in der Hand hielt, merkte er nicht. Erst als sie ihm starke Finger entwanden, er auch Schmerz spürte, öffnete er die Augen weit, spuckte Wasser, atmete wieder und sah über sich zwei besorgte Gesichter, die im Rhythmus des Bootes hin- und herschwangen.

Jemand tupfte Sukos Gesicht ab. Er sah klarer, bekam ein Nicken mit, dann die Stimme.

»Junge, da hast du Glück gehabt.«

Der Inspektor wollte eine Antwort geben. Er kam nicht dazu.

Sprechen konnte er nicht. Suko war ausgelaugt. Er hatte nicht einmal mitbekommen, daß er in einem Schlauchboot lag. Vom Boot der River Police hatten die Beamten alles beobachten können und sofort gehandelt.

Sie glitten in Richtung Hauptboot, wo die geworfene Leine aufgefangen wurde.

Eine halbe Minute später lag Suko unter Deck auf einer Liege. Jemand breitete eine Decke über ihm aus. Den Neopren-Anzug hatte man ihm ausgezogen.

Commander Yates war auch da. Er stand neben der Liege. »Am besten wird es sein, wenn Sie Ihre Kleidung wieder überziehen.«

»Ja, gleich.«

Yates setzte sich. Er schüttelte den Kopf und scheuchte die anderen beiden Beamten hinaus. »Sind Sie wieder fit?«

Suko lachte krächzend. »Fast.« Das Atmen bereitete ihm noch immer Schwierigkeiten. Außerdem mußte sich der Kreislauf noch stabilisieren, aber die Fragen würde Suko beantworten können.

»Was ist passiert?«

Der Inspektor lächelte. »Sie werden es kaum glauben, Yates, aber da unten liegt tatsächlich etwas.«

»Das habe ich mir gedacht. Und was, bitte?«

»Ein gesunkenes Schiff.«

»Von dem wir nichts wissen?«

»Scheint so. Das ist außerdem vor unserer Dienstzeit passiert. Es liegt noch immer da, und ich habe drei Leichen entdeckt. In einer Kabine, die Spuren einer starken Explosion aufwies, lagen die Toten. Sie schienen noch nicht lange tot gewesen zu sein.«

Yates verzog das Gesicht. Es zeigte jetzt einen sehr skeptischen Ausdruck. »Das war sicherlich nicht alles?«

»Nein, es gab da noch ein Problem. Einen vierten…«

»Toten?«

»Einen Lebenden.« Suko holte wieder tief Atem. »Der vierte hatte es sich zur Aufgabe gemacht, mich unbedingt umbringen zu wollen. Er griff an, legte seine Hände um meine Kehle. Nun ja… ich habe Glück gehabt, daß ich mich befreien konnte.«

»Und dieser… lebende Tote?« Die beiden Worte wollten ihm kaum über die Lippen.

»Schwimmt noch in der Tiefe umher.«

Yates strich über seinen Nacken, dann an der Kehle entlang. »Sie haben sich das nicht ausgedacht?«

Suko schaute ihn nur an. Daraufhin entschuldigte sich Yates. »Sie wissen ja, so etwas ist schwer vorstellbar.«

»Stimmt. Nur sollten Sie wissen, wer ich bin und mit welchen Aufgaben ich mich beschäftige.«

»Sorry, das hatte ich vergessen.«

»Nicht schlimm.« Suko richtete sich auf. Er spürte noch einen leichten Schwindel, sonst nichts. Der Inspektor war ein verdammt harter Brocken, der einstecken und austeilen konnte.

Yates faßte ihn an der Schulter an. »He, Sie müssen liegenbleiben, Kollege.«

»Tatsächlich?« Suko hob die Augenbrauen. Er lächelte breit und gleichzeitig kühl. »Darf ich Sie daran erinnern, daß in der Themse eine lebende Wasserleiche umherschwimmt?«

»Das weiß ich.« Überzeugend hatte Yates die Antwort nicht gegeben.

»Darf ich Sie weiterhin daran erinnern, daß dieses Wesen sein Ziel noch nicht erreicht hat?«

Jetzt dachte der Commander nach. »Meinen Sie im Ernst, daß er zurückkehren könnte?«

»Und wie er das macht!«
Yates bekam einen nachdenklichen Blick. »Was sollen wir dagegen tun, Inspektor.«
»Die Augen offenhalten, das ist alles. Keine Sorge, ich bin mit von der Partie, sobald ich mich abgetrocknet habe.« Suko sprang elastisch von der Liege.
Yates konnte sich über diesen Mann nur wundern…

***

Konev kaute auf einem kalten Zigarrenstummel. »Ist… ist das wirklich alles wahr?« fragte er leise.
»Ja, es stimmt.«
Der Bulgare nahm den Stummel zwischen den Lippen weg und spuckte Krümel auf die Couch. »Wir haben damals alles erledigt«, flüsterte er. »Es ging nichts schief. Das war eine superglatte Sache, ein Bombenerlebnis im wahrsten Sinne des Wortes…«
»Ihr seid auch gut dafür bezahlt worden.«
»Lassen wir das. Es war praktisch meine erste und auch letzte Aktion. Wieso holt uns das jetzt ein? Hat wirklich jemand überlebt, oder nicht?«
»Es hat jemand überlebt!«
»Unmöglich!«
»Das Wort solltest du streichen, Konev, und zwar endgültig. Hast du verstanden?«
»Ja, schon…«
»Also finde dich damit ab, daß ein Killer durch die Gegend läuft. Er hat es auf dich abgesehen.«
»Und das ist kein Mensch mehr?«
»Nein, Konev, ein lebender Toter. Begreifst du das denn nicht, verflucht?«
Konev griff zur Flasche. Wieder gluckerte der Wodka in seine Kehle. Er konnte schlucken, ohne die Flasche abzusetzen. Schließlich wehte dem Inspektor eine Schnapsfahne über den Tisch hinweg entgegen.
»Warum ich?« flüsterte der Bulgare. »Weshalb haben sie gerade mich ausgesucht?«
»Die anderen hat es schon erwischt.«
»Ja, Siebel und List, aber Ashley…«
»Ist tot, das weiß ich. Er starb eines natürlichen Todes. Doch der Killer hat sich an Coleen herangemacht.«
»Aber sie hat nichts zu tun…«
»Weiß der das?«
»Wahrscheinlich nicht.«
»Eben.«
Der Bulgare wurde allmählich nervös. Als er wieder trinken wollte,

nahm ihm Golenkow die Flasche weg. »Nein, mein Freund, mach’s mal halblang und nicht so.«

»Ich brauche…«

»Was du brauchst, ist ein gutes Reaktionsvermögen. Du mußt blitzschnell handeln können, mein Freund.«

»Ihr seid doch bei mir.« Konev lachte. »Auch wenn dein Kumpel schon ziemlich lange verschwunden ist.«

»Er wird uns warnen.«

»Ich habe ihn heute zum erstenmal gesehen. Das ist ja ein Engländer. Gehört er zur neuen Generation der Schläfer?«

»So ungefähr«, wich Golenkow aus.

Der Grauhaarige grinste. »Ihr gebt nie auf, wie? Auch bei Gorbatschow macht ihr weiter.«

»In Maßen, nur in Maßen.«

»Geht mich ja nichts mehr an. Ich will die letzten Jahre noch genie ßen. Ich habe mich hier häuslich eingerichtet und freue mich, wenn ich morgens aufwache.«

»Wie kommst du denn zurecht?«

»Durch eine kleine Rente. Ich baue im Garten so ziemlich alles selbst an. Fleisch kaufe ich mir und…« Konev sprach nicht mehr weiter, weil Wladimirs Gesicht einen starren Ausdruck angenommen hatte.

Der Russe stand auf.

»Was ist denn?« flüsterte Konev.

»Ich weiß es nicht, glaube aber, einen Schatten am Fenster hinter dir gesehen zu haben.«

Sitzend drehte sich Konev. »Ich hocke hier etwas unglücklich – oder?«

»Kann schon sein, aber…«

Der Schatten war wieder verschwunden. Vielleicht hatte der starke Wind auch nur Zweige bewegt, die dann vom Fenster zu sehen gewesen waren.

Golenkow drückte den Sessel zur Seite. Er wollte seine Waffe ziehen, als ihm ein anderer zuvorkam.

Plötzlich zersplitterte die Scheibe. Die Scherben fielen nach unten.

Einige Stücke erwischten Konev, blieben in der Kleidung hängen oder drangen wie kleine Spieße in seine Haut.

Das alles interessierte ihn nicht. Der Bulgare hatte nur Augen für die maskierte Person im Fensterrahmen und auch für die Waffe, deren Mündung schräg auf ihn wies…

***

»Deckung!« brüllte der Russe.

Einen Lidschlag später geschahen mehrere Dinge zugleich. Golenkow griff blitzartig und schneller an, als er seine Waffe hätte ziehen

können, zu der leeren Wodkaflasche, die er gegen das zerstörte Fenster schleuderte.

Die Aktion brachte einen Teilerfolg. Der maskierte Killer wurde genau in dem Augenblick irritiert, als er abdrückte.

Er verriß den Schuß.

Dennoch schrie der Bulgare auf. Aus seiner linken Schulter sprudelte Blut. Er preßte die Handfläche auf die Wunde, kippte zur Seite, da hatte Golenkow seine Waffe gezogen.

Es war eine russische Makarew-Pistole, sehr schwer, aber auch treffsicher.

Er schoß, die Gestalt schoß.

Beide trafen.

Golenkow spürte den Einschlag der Kugel wie einen Feuerstreifen an seinem rechten Hüftknochen. Der Schlag raubte ihm die Standfestigkeit, er fiel zu Boden, schoß noch einmal, aber der Winkel war zu schlecht. Die Kugel schlug neben dem Fenster in die Wand.

Die Gestalt zog sich zurück. Sie mußte einen dunklen Umhang, tragen, so genau konnte Golenkow das nicht erkennen, jedenfalls war dieser Umhang in der Nähe des Halses naß geworden, von dem Blut, das aus der Wunde quoll.

Der Maskierte zog sich zurück, bevor Wladimir ein drittes Mal feuern konnte.

Der Russe war zurückgetaumelt und in den Sessel gefallen. Er wollte wieder hoch, nur konnte er nicht. Die Verletzung machte ihm zu schaffen. Seine rechte Seite brannte wie Feuer, und der Schmerz erreichte sogar noch das Bein bis hin zum Knie.

»Verdammt, John, wo bist du gewesen?« keuchte er. »Was hast du getan, Towaritsch?«

Der Gedanke an Sinclair und daran, daß dem Freund eventuell etwas passiert sein konnte, trieb ihn wieder hoch.

Golenkow wollte zur Tür gehen. Zwei Schritte kam er weit, dann knickte er ein und brach mitten im Raum zusammen. Mit dem Ellbogen bremste er den Fall, dennoch spürte er die Stiche des harten Aufpralls bis in den Kopf.

Auf der Couch hockte Konev und wimmerte vor sich hin. Auch ihn hatte die Killergestalt erwischt.

Golenkow wollte nicht im Gartenhaus bleiben. Laufen konnte er nicht, so kroch er weiter, seine Waffe noch in der Rechten. Der Schweiß strömte aus den Poren und näßte sein Gesicht.

Aber er machte weiter. Er wollte auf keinen Fall, daß dieser Killer es noch schaffte…

***

Ich war nicht bewußtlos geworden, aber der Treffer hatte mich

apathisch oder groggy gemacht. Ich lag regungslos vor der Hauswand, ohne mich bewegen zu können.

Dabei überkam mich der Eindruck, auf dem Meer zu schwimmen, denn der Gartenboden bildete Wellenberge, die mich zu überrollen drohten.

Ich hatte nicht gesehen, wem ich diesen K. o. zu verdanken hatte.

Einem Zombie? Nein, das wollte ich nicht glauben. Da mußte etwas anderes geschehen sein, denn meine Annahme sah ich bestätigt. Der lebende Tote besaß einen Helfer.

Zuerst bewegte ich meine Arme und war froh darüber, sie anwinkeln und an den Körper ziehen zu können. Mit den Handflächen wischte ich über die nasse Erde. Der Lehm drang auch unter meine Fingernägel. Ich versuchte, den Oberkörper hochzudrücken.

Beim ersten Versuch klappte es nicht, beim zweiten ebenfalls nicht. Die Schwäche war zu stark.

Aber mein Gehör hatte nicht gelitten. Ich vernahm bekannte Geräusche. Schüsse!

Sie rissen mich zwar nicht aus meinem Zustand hervor, aber sie machten mich irgendwie mobil.

Diesmal nahm ich die Hauswand als Hilfe. Es gelang mir, mich daran abzustützen.

So kam ich auch hoch.

Mit zitternden Puddingknien, die Betonwand anstarrend, stark nach Luft schnappend, wobei die Wand sich bewegte und als Schatten auf mich zugedrückt wurde.

Es gab keine Pause.

Ich stieß mich ab. Konnte ich mich auf den Beinen halten? Tatsächlich, es klappte. Nur beim Herumdrehen bekam ich meine Schwierigkeiten, aber auch die ließen sich überwinden.

Ich mußte zum Eingang, danach stand mein Sinnen und Trachten.

Nach dem ersten unsicheren Schritt zog ich meine Pistole. Mit der Schulterseite schabte ich an der Hauswand entlang, noch eine gute Stütze in diesen Augenblicken.

Schritte stoppten meinen weiteren Drang. Sie kamen mir hastig vor und waren gleichzeitig das Gegenteil von dem. Jemand versuchte, so schnell wie möglich wegzurennen, ohne es jedoch *so* zu schaffen, wie er es sich vorgenommen hatte.

Ich stand noch günstig im toten Winkel, weil mich die Breitseite des Gartenhauses schützte.

Dafür sah ich die Gestalt!

Maskiert, mit einem langen Unhang versehen und einer Waffe in der Hand. Der Unbekannte war angeschossen worden. Er lief nicht, er taumelte durch den Garten in Richtung Tor, um dort zu verschwinden.

Mich hatte keine Kugel getroffen, nur die Nachwirkungen des

Treffers mußte ich verdauen.

Trotz meiner Schwindelgefühle nahm ich Verfolgung auf. Es mußte doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich ihn nicht stellen konnte.

Allerdings fragte ich mich auch, was mit Konev und Golenkow geschehen war? Schüsse hatte es schließlich genug gegeben…

***

Suko stand wieder an Deck!

Die Kollegen von der River Police starrten ihn an wie den Weihnachtsmann, der plötzlich und unerwartet zu Ostern erschienen war. Jemand meinte: »Sie haben eine verdammt gute Kondition.«

»Das ist eben so.« Suko wußte selbst, daß er etwas übertrieb. So berauschend ging es ihm nicht. Ihm war noch immer schlecht, das Gefühl des Würgens pumpte mehr als einmal in ihm hoch, und manchmal wurde ihm auch schwindlig.

Das Boot machte mit laufender Maschine so gut wie keine Fahrt.

Es glich nur die Strömung aus, damit es nicht abgetrieben wurde.

Bis zum Ufer waren es vielleicht 30 Yards. Durch diese Distanz bewegte sich kein anderes Boot. Die fuhren zumeist in der Mitte des Stromes, wo die Fahrrinnen lagen.

Die Beamten waren sehr wachsam. Ihre Blicke galten der schaumiggrauen Wasserfläche, die jedoch so gut wie undurchsichtig war, denn nichts erschien aus der Tiefe.

Falls der Zombie seinen Standort nicht gewechselt hatte, ließ er sich verdammt viel Zeit.

Manchmal, wenn der Wind zu Böen auffrischte, wehte er schaumige Gischt über die Reling hinweg und gegen die Gestalten der Männer. Suko fror etwas, aber ein Mann wie er verkraftete das locker.

Und so wartete er…

Die Minuten rannen dahin, addierten sich zu einer Viertelstunde.

Allmählich breitete sich Ungeduld aus. Auch Commander Yale erschien an Deck und stellte sich neben Suko. Mit seinem scharfen Blick schaute er auf den Strom.

»Noch immer nichts, wie?«

»Genau.«

»Keiner von uns hat Ihren Gegner gesehen. Glauben Sie, daß er noch da unten hockt?«

Suko hatte den Hintersinn der Frage sehr wohl begriffen. »Wenn ich Sie richtig verstanden habe, Commander, dann glauben Sie mir wohl nicht. Sie halten meinen Bericht für ein Hirngespinst.«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Ich weiß, aber sicher so gemeint.«

»Es ist auch schwer…«

»Da stimme ich Ihnen zu. Ich muß die Gestalt locken. Nur hier bin

ich ihr überlegen.«

»Wieso das?«

»Ganz einfach. Hier kann ich meine Waffen einsetzen, die für lebende Leichen tödlich sind.«

»Und was wäre das?«

Suko zog die Beretta. »Hier, sie ist mit geweihten Silberkugeln geladen. Die machen jedem lebenden Toten den Garaus.«

»Und was haben Sie noch?«

Der Inspektor ließ die Waffe wieder verschwinden. »Eine Peitsche, deren Riemen aus Dämonenhaut bestehen.«

»Ach so.« Er gab die Antwort, in einem Ton, daß ihm niemand etwas glaubte.

Suko wechselte seinen Platz. Er hielt das Gesicht gegen den Wind und fragte sich, wie es John wohl ergangen war. Glenda hatte ihm nichts dazu sagen können, weil sich John noch nicht wieder im Büro gemeldet hatte. Man mußte abwarten…

Der Inspektor stellte sich an den Bug und schaute gegen den Strom. Der Zeuge Putnam hatte von einem grünlichen Leuchten gesprochen, das dem Auftauchen vorausgegangen war. Würde dieses Leuchten oder Fluoreszieren auch bei Tageslicht zu sehen sein?

Er dachte auch darüber nach, ob der Zombie bewaffnet war. Die beiden Revolver, die ihm angedichtet waren, hatte er nicht gesehen.

Sie hätten ihm unter Wasser auch nichts genutzt. Gesehen hatte Suko sie ebenfalls nicht. Er erinnerte sich nur daran, daß der Zombie eine Hose getragen hatte. Möglicherweise steckten die Waffen am Rücken im Gürtel.

Er schaute über die Themse bis zum anderen Ufer.

Noch immer blieb der Zombie verschwunden. Aber der schrille Signalpfiff alarmierte Suko.

Auf der Stelle fuhr er herum, rannte in Richtung Heck und hörte plötzlich die Schüsse.

Im nächsten Augenblick brach ein Polizist zusammen. Suko sprang über den Mann hinweg, schaute nach rechts und sah die lebende Leiche, deren Oberkörper halb aus dem Wasser ragte. Der Untote war bewaffnet. Mit beiden Händen hielt er die Revolver umklammert. Einmal hatte er schon geschossen und verdammt gut gezielt.

Der Getroffene schrie leise und wälzte sich über den Boden. Zwei Helfer sprangen hinzu. Sie trugen ihn weg.

Commander Yale stand wie angewachsen. Er war zur Statue erstarrt. Plötzlich aber – Suko hatte ihn noch nicht erreicht – geriet Bewegung in ihn, und er zog seine Waffe.

Sie war mit normalen Kugeln geladen, aber es hatte keinen Sinn, damit auf den Untoten zu feuern.

Das schrie ihm Suko zu, der Commander hörte nicht. Er feuerte

schräg über die Reling hinweg und zielte auf die Schreckensgestalt.
Zwei Kugeln erwischten den Zombie. Eine hieb sogar in seinen Hals, die andere in die Brust.
Im nächsten Moment verschwand er, als hätte jemand an seinen Beinen heftig gezogen.
»Geschafft!« brüllte Yale und drehte sich zu Suko um. »Den habe ich erledigt!«
»Verdammt, das haben Sie nicht!«
Yale lachte bitter. »Sehen Sie ihn?«
Suko winkte ab und ließ den Mann stehen. Er lief weiter bis zum Heck, wo auch die Beiboote standen. In Windeseile kippte er ein Schlauchboot auf das Wasser und sprang hinterher.
Jemand löste die Leine auf Sukos Zuruf. Yale stand an der Reling und winkte. »Er ist doch vernichtet!«
»Nein, das ist er…«
Das nächste Wort verschluckte Suko, denn der Zombie war urplötzlich wieder da.
Neben dem Boot tauchte er auf und drückte es mit der Schulter zur Backbordseite hin.
Und Suko kippte ebenfalls…

***

Ich torkelte durch den Garten!
Die Welt hatte sich verändert. Mal war sie breit, dann lang, im nächsten Moment verschwamm sie vor meinen Augen, und so ging das ununterbrochen.
Ich wußte genau die Richtung, in die der unbekannte Schütze gelaufen war. Zunächst mußte er den Garten durchqueren, aber dann wohin?
War er zu Fuß oder mit dem Wagen gekommen? Ich glaubte, mich daran erinnern zu können, das Geräusch eines fahrenden Autos gehört zu haben. Sicherlich war der Schütze damit erschienen.
Dem Unbekannten erging es nicht besser als mir. Auch er war angeschlagen. Auf dem breiten Hauptweg entdeckte ich ihn wieder.
Da schwankte er zwischen den Zäunen und Drahtgeflechten, die die Gärten markierten.
Und ich sah das Auto. Einen schwarzen Wagen. In der gleichen Farbe wie der Umhang des Flüchtlings. Klein und flach, flunderartig, aber kein Porsche, eher ein Amerikaner.
Auch der Maskierte hatte mich als Verfolger bemerkt. Einige Male hatte er sich umgeschaut, auch jetzt wieder, bevor er seinen Wagen erreichte.
»Bleiben Sie stehen!« brüllte ich.
Er hörte nicht, hob aber den rechten Arm und schoß. Wen oder was

die Kugel traf, konnte ich nicht sehen. Mich jedenfalls hatte sie verzerrt. Der Maskierte versuchte es auch nicht mit einem zweiten Schuß. Er wollte so schnell wie möglich weg.

Die wenigen Schritte bis zu seinem Wagen schaffte er. Wenn er auf dem Weg wenden wollte, würde ihn das Mühe kosten. Er mußte entweder vor oder zurück.

Ich erholte mich zwar nicht, doch an den Laufrhythmus hatte ich mich gewöhnt. Immer näher kam ich meinem Ziel.

Der Unbekannte stand neben der rechten Fahrerseite und versuchte, die Tür aufzuschließen. Er schaffte es auch, zog den Wagenschlag dann nach außen – und verlor das Gleichgewicht.

Seine Hand rutschte ab, er konnte sich nicht mehr fangen, fiel auf den Rücken und blieb im rechten Winkel zur offenstehenden Autotür liegen.

Kam er noch einmal hoch?

Ich machte eine makabre Entdeckung. Blutspritzer und Flecken zeichneten den Weg des Flüchtlings. Der kam nicht mehr weg, das nahm ich mir fest vor. Es würde ihm auch wegen der Verletzung nicht mehr möglich sein, obwohl er wieder hochkam und dabei den Holm der Türkante benutzte.

Dann war ich da!

Die Gestalt kniete auf dem Boden, einen Arm hochgestreckt. Mein Blick fiel auf die andere Hand, doch die Waffe befand sich nicht mehr zwischen seinen Fingern.

Sie war ihm entfallen.

Auch ich war ziemlich von der Rolle, aber ich wußte noch, was ich zu tun hatte.

»Aus«, sagte ich. »Aus und vorbei!«

Die Kutte war an der rechten Seite blutgetränkt. Ich hörte ein Stöhnen und Ächzen.

Plötzlich rann es mir kalt den Rücken hinab. Hatte ich mich getäuscht oder nicht?

Ich wollte es genau wissen.

Als Maske trug die Person einen dicken, schwarzen Strumpf, der nur Platz für die Augen ließ, ansonsten aber alles an ihr verfremdet.

Mit einem Ruck zog ich den Strumpf vom Kopf der Person.

Lange Haare flatterten, wehten mir entgegen, weil sie ein Windstoß erfaßte.

Langes und silbergraue Haare.

Es gehörte einer Frau.

Coleen Ashley!

***

»Sie«, keuchte ich überrascht, ging einen Schritt zurück und

schüttelte den Kopf. Das bekam mir nicht gut. Das Bild vor meinen Augen löste sich auf. Es dauerte seine Zeit, bis ich wieder klar denken konnte. Allerdings konnte nicht mehr als eine Handvoll Sekunden vergangen sein, denn Coleen hatte ihre Haltung nicht verändert. Sie saß am Boden und hielt sich mit der hochgereckten Hand an der Türkante fest. In ihrem Gesicht las ich Verbissenheit, Haß und auch Schmerz. Die Haut war weiß geworden. Blau zeichneten sich die Adern darunter ab.

Wir starrten uns an. Jeder wollte etwas sagen, nur fand keiner den Anfang.

»Warum?« fragte ich schließlich. »Warum haben Sie das getan, Coleen Ashley?«

»Weil ich es mußte«, antwortete sie spröde. »Ich konnte nicht anders. Mein Vater war tot, ich habe sein Erbe übernommen.«

»Welches Erbe, zum Teufel?«

»Wollen Sie es hören?«

»Ja – alles.«

»Ich versuche es!« keuchte sie. »Aber lassen Sie mich hier hocken. Zwanzig Jahre liegt es zurück, zwanzig Jahre, da haben die Schläfer zugeschlagen. Sie sollten die vier aus Moskau geschickten Killer umbringen, weil es sich die Herren anders überlegt hatten. Der Anschlag der vier Killer hätte von der Themse aus durchgeführt werden sollen. Mein Vater und seine drei Freunde wußten das. Also wollten sie die Mannschaft auf dem Wasser vernichten. Sie nahmen eine Bombe, die das Schiff sinken ließ und die Gestalten zerriß. Auch Zombies können nicht mehr existieren, wenn eine Bombe sie zerstückelt hat…«

»Nein!« sagte ich. »Einer muß übriggeblieben sein!«

»Ja, das stimmt. Er ist rechtzeitig genug abgesprungen, weil ihn mein Vater gewarnt hatte.«

»Warum hat er das getan?«

Coleen holte schwer Luft. Kleine Speichelbläschen schimmerten vor ihren Lippen. »Ich weiß es nicht genau. Mein Vater sprach von einem Schutz, den ihm einer gewähren würde. Diese vier Attentäter waren nicht normal. Die Russen haben schon damals mit lebenden Leichen experimentiert. Allerdings nur im eigenen Land. Die vier Zombies waren eine Ausnahme. Es gelang meinem Vater tatsächlich, sich mit dem Wesen zu arrangieren. Der Zombie wurde nicht zerfetzt, er blieb, und er blieb auch bei meinem Vater. Der hat ihn versteckt, all die Jahre über.«

»Was bezweckte er damit?«

»Er hatte Angst vor seinen Auftraggebern. Der Zombie diente ihm als Leibwächter. Zudem gehörte mein Vater zu den Menschen, die einen Sinn für das Okkulte besaßen und auch für den Teufel. Die beiden

kamen gut zurecht. Wenn alles herausgekommen wäre und man aus Moskau einen Killer geschickt hätte, hätte der Zombie meinen Vater geschützt. Das hatten sie sich gewissermaßen versprochen.«

»Dann starb er – nicht?«

»Ja – leider.« Sie blies den Atem schräg gegen ihre Haare. »Kurz vor seinem Tod weihte er mich in alle wichtigen Dinge ein. Den Zombie übernahm ich. Er war mir treu, und ich wußte auch, daß ich mich seiner bedienen konnte, wenn es soweit war. Der Zeitpunkt kam. Ich fuhr ihn zur Themse, und zwar dorthin, wo das Boot gesunken war und auf dem Grund lag, wo es allmählich vergessen wurde. Zwanzig Jahre habe ich gewartet, das hatte mein Vater auch gewollt. Als die Zeit um war, da handelte ich. Ich wollte die anderen drei so tot sehen wie meinen Vater. Bei zwei von ihnen ist es mir gelungen. Ich habe auch eine falsche Fährte legen können, doch Sie waren Schlauer. Ich mußte mich beeilen.«

»Sie haben auch List getötet, nicht?«

»Ja, ich war schneller als ihr. Ich wußte schließlich, wen ihr besuchen wolltet.«

»Und Konev?«

Sie lachte erst, denn spie sie aus. Ihr Speichel schimmerte rosafarben durch das Blut. Die Kugel mußte die Lunge verletzt haben. »Angeschossen!« keuchte sie. »Ich habe ihn angeschossen. Mehr gelang mir nicht. Auch den Russen habe ich, aber er war schneller, verdammt! Die Kugel sitzt tief. Sie brennt, sie tut so weh… so weh …«

Plötzlich bäumte sie sich auf und ließ gleichzeitig den Holm los. Das Gesicht verzerrte sich zu einer Fratze, saugend atmete sie ein, dann sackte sie zusammen und blieb regungslos neben dem Fahrzeug liegen.

Ich ging zu ihr, fühlte nach und schluckte.

Coleen Ashley war tot.

Auf meinem Rücken lag der kalte Schauer wie eine Schicht aus Eis.

Ich bückte mich und schloß ihre Augen.

Dann ging ich langsam zurück…

***

Suko rutschte nach links, auf den erhöhten Wulst des Schlauchboots zu. Der gab ihm glücklicherweise etwas Halt, so daß er nicht heim ersten Versuch des Untoten über Bord fiel.

Aber der andere schoß.

Er hielte nicht direkt auf Suko, sondern jagte die Kugel in den Wulst des Schlauchbootes.

Ein normales Schlauchboot wäre nach diesem Treffer gesunken, nicht das der River Police. Es bestand aus zahlreichen Luftkammern.

Auch wenn eine oder sogar mehrere ihren Inhalt verloren, das Boot sank noch lange nicht.

Der Zombie hatte damit nicht gerechnet. Er trieb ab oder ließ sich abtreiben. Vom Boot her wurde er über ein Megaphon aufgefordert, zurückzukommen.

Darum kümmerte er sich nicht. Er mußte den Untoten bekommen, der sich im Vorteil befand, weil er sich unter Wasser verbergen konnte und auch nicht zu atmen brauchte.

Zudem konnte Suko seine Augen nicht überall haben. Langsam drehte er sich im Kreis.

Das Boot war mit einem kleinen Motor ausgerüstet. Für Notfälle gab es ein Ersatzpaddel. Suko nahm es in die Linke, in der Rechten hielt er die Waffe.

Längst war das Schlauchboot in die Strömung geraten und trieb nach Westen, flußabwärts.

Aber auch Yates reagierte. Das Boot der River Police lief mit langsamer Fahrt und behielt die Geschwindigkeit des anderen bei. So blieben sie auf einer Höhe.

Und sie beobachteten das Wasser, denn die Kollegen besaßen den besseren Überblick.

Sie warnten Suko auch. Wieder dröhnte die Stimme aus dem Megaphon. Sie klang noch schriller und verfremdeter.

»Hinter Ihnen!«

Suko wirbelte herum.

Soeben noch rechtzeitig, denn eine Hand umklammerte den Wulst des Bootes.

Die zwei Klauen hielten den Revolver, und die Mündung zeigte genau auf den knienden Suko.

Der schlug mit dem Paddel zu. Er hämmerte die breite Fläche gegen die Waffenhand, bevor sich der Schuß endgültig lösen konnte.

Dann rutschte der Zombie ab. Suko bewegte sich vor, erreichte den Rand und feuerte.

Er jagte mehrere Kugeln aus dem Magazin der Beretta. Keine von ihnen fehlte.

Diesmal wurde die lebende Wasserleiche voll und auch endgültig erwischt.

Der Untote zuckte noch einmal hoch, als wolle er wie ein Korken aus dem Wasser springen.

Suko und auch die mit Ferngläsern bewaffneten Polizisten sahen, wie die lebende Leiche noch einmal in die Höhe schoß und dabei zerfloß. Der Zombie fiel auseinander, er bekam Risse. Stücke, die wie Quallen aussahen, lösten sich von seinem Körper und trieben weg. Die Themse schwemmte alles dem Meer entgegen.

Suko aber lehnte sich zurück. Wieder einmal war er Sieger geblieben…

***

Meine Beine waren schwer, als ich das Gartenhaus erreichte. Wladimir Golenkow fand ich im kleinen Flur. Er hockte auf dem Boden, den Rücken gegen die Wand gepreßt und hatte das Gesicht schmerzverzerrt.

»John!« keuchte er. »Verdammt, hast du ihn…?«

»Es war kein Er. Es war eine Sie. Coleen Ashley.«

»Was?«

»Ja, das ist kein Scherz.«

»Und jetzt?«

»Sie ist tot. Deine Kugel muß sie in der Lunge erwischt haben, Towarischtsch.«

»Das… das wollte ich nicht.« Es klang ehrlich aus seinem Mund.

Ich aber wollte wissen, was mit Konev war.

»Er lebt, John. Sie hat ihn ebenso angeschossen wie mich.«

»Ich sehe nach ihm.«

Konev lag auf der Couch und atmete heftig. Er war bleich geworden. Auf seiner Stirn schimmerten die kleinen Schweißperlen. Mit fiebrigem Blick schaute er mich an.

»Keine Sorge«, sagte ich. »Wir haben es alle überstanden. Sie können aufatmen.«

»Wirklich keine Gefahr mehr?« flüsterte er.

»Nein. Kann ich hier wirklich nicht telefonieren?«

»Sie müssen woanders hin.«

»Ist gut.«

Ich ging bis zum Wagen und alarmierte die Ambulanz. Dann rief ich im Büro an.

Was ich von Glenda zu hören bekam, ließ mich sprachlos und gleichzeitig froh werden.

Suko und ich waren getrennt marschiert und hatten auch getrennt zugeschlagen.

Beide waren wir erfolgreich gewesen. Es gab keinen Zombie mehr.

Auch Coleen Ashley würde nie wieder Mordbefehle erhalten…

***

Ein russischer KGB-Agent in einem Londoner Krankenhaus. Das war mal etwas Neues.

Wladimir hatte auch nicht gewollt, aber die Ärzte ließen sich auf nichts ein. So konnte Wladimir seine Schußwunde nicht in der Botschaft auskurieren.

Suko und ich besuchten ihn.

Er lag in seinem Bett wie eine Steinfigur. Sehr sauer und mit geballten Händen.

»Ist was?« fragte ich scheinheilig.

»Ich will in meine Botschaft.«

Suko ging zur Tür und öffnete sie. »Bitte, Wladimir, steh auf und gehe weg.«

Der Russe verdrehte die Augen. »Wißt ihr, was ihr seid, ihr beiden?«

»Liebe Freunde!« antwortete Suko und ich wie aus einem Mund.

»Nein, Sadisten. Ihr seid Sadisten. Widerliche Sadisten, einen Freund so hängen zu lassen. Habt ihr mir wenigstens etwas zu lesen mitgebracht?«

Ich griff unter meine Jacke und holte eine Zeitung hervor. »Die Prawda«, sagte ich mit einem scheinheiligen Lächeln auf den Lippen.

»Raus!« schrie Wladimir. »Geht endlich raus, ihr Widerlinge! Ich will gesund werden und mich nicht ärgern…«

Das wurde er auch. Drei Tage später kam er tatsächlich in die russische Botschaft.

Da aber hatten wir bereits einen anderen Fall am Hals…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 541 »Buddhas schreckliche Botschaft«